P.O.germ.
1167 ^x^

P. O. germ.
1167.³
Ex donat: Molliana.

Der Ernsthafte,
oder Denk- und Merkwürdigkeiten für grosse Leute.

Von

Riedl.

Die meisten Sterblichen, vom Jüngling bis zum Alten,
Erlernen Weisheit spät, in Schulen eigner Quaal!

Uz.

Wien,
bey Johann Georg Mößle, 1783.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Von dem Aufenthalt des Kaisers in Paris.

Wir lesen mit vielem Vergnügen in den alten Geschichten, alle die Anekdoten, die uns Plutarch und seine Nachahmer aufbehalten haben. Und dennoch sind viele von diesen zweifelhaft, noch mehrere blosse Wiederholungen, und solche, die weder zur Ehre, noch zur Schande derer Personen dienen, von denen sie uns erzählt werden. Ich glaube die Pflicht eines Geschichtschreibers zu erfüllen, wenn ich das hier aufzeichne, was man

mir von Paris in Betrachtung des berühmten Reisenden, der vor kurzem alle Augen auf sich gezogen, geschrieben hat. Alles führt das Gepräg der Wahrheit so sehr, als der Neuigkeit mit sich. Ja, wenn auch nicht alles völlig genau und richtig wäre, so muß man es dennoch erhalten. Welche Romane sind wohl ehrwürdiger und nützlicher als die, welche darauf abzielen, Tugend und Leutseligkeit durch ein so erhabenes Beyspiel andern Menschen einzuflössen?

Der erste Besuch, den der Graf von Falkenstein machte, war in dem grossen Spital von Paris. Dies ist der Name, den man daselbst einer Stiftung giebt, die der Absicht die ehrwürdigste, der Erfahrung nach aber vielleicht die allerfürchterlichste ist, von der die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts Meldung thun können.

Wenn die harten und verderbten Menschen, die die Vertilgung der Sklaverey für ein Gut halten, diese Oerter, welche blos Sklaverey nothwendig gemacht hat, durch-

lau-

laufen; — wenn sie bedenken, daß in diesen Sümpfen freye Menschen schmachten, die nur deswegen so viel auszustehen haben, weil sie frey sind; — wenn sie das Schrecken überlegen, das diese Schlachtopfer ergreifen muß, wenn sie diese Zufluchtsörter betreten, wenn sie sich daselbst aufhalten, und wieder herausgehn; — wenn sie erwägen, wie nachtheilig dieser Abgrund, in den so mancher stürzt, der Bevölkerung ist; — wenn sie sehen, daß denen Unglücklichen durch das edelste, und muthigste Mitleiden, und durch die wohlthätigste Großmuth in diesen Kerkern nicht zu helfen ist, wo das Bestreben, Gutes zu thun, ein anderes Gute verhindert, und wo die allernothwendigsten Dinge immer höher, als die Einnahme sind; wenn diese Leute nicht das Herz haben, die wahren menschlichen Empfindungen, als Beweise gelten zu lassen, so wie sie ihren Kopf gegen alle Vernunftschlüße in Sicherheit gesetzt haben; werden sie doch Mitleiden fühlen.

Der Kaiser wollte alles sehn. Er kostete die Brühe: er sah einen Verwundeten verbinden, und bewunderte den Eifer der Frauenzimmer, die oft mitten aus dem Schoos der Vergnügungen, und des Wohllebens plötzlich herausgerissen, sich diesem traurigen, im höchsten Grad beschwerlichen, und wegen der Bedienung der Kranken eckelhaftesten und am schlechtesten belohnten Dienst widmen. Die Menschen haben mit allen den Dingen, die ihnen schaden können, Ruhm verbunden; sie haben aber keinen für diesen Muth übrig gelassen, der vielleicht alles, was der kriegerische Muth glänzendes zeigt, übertrifft.

Das Herz des deutschen Prinzen ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Er ward unwillig, daß er in einem Bette einen Todten, einen Sterbenden, einen Kranken, und einen wieder Gesundwerdenden antraf. Eine verabscheuungswürdige Ordnung, die die Wirkung der Arzney vernichten, die Betten in Gräber verwandeln, und ein Schau-

spiel

spiel zeigen muß, das die Gesundheit immer weit entfernt. Ein berühmter Arzt sagte, und wiederholt es noch jetzt sehr oft, daß die Kranken, sich ganz allein auf einem Streulager überlassen, wo sie Wasser zur Hand haben könnten, sich eher gesund machen würden, als in den Zimmern, wo man sie so grausam einen über den andern legt, um sie zu heilen.

Der Kaiser wollte auch die andern öffentlichen Häuser sehen, die entweder nach ihrem Endzweck, oder nach ihrer innern Einrichtung mit diesem übereinkommen, das Findelhaus, das Spital, u. s. w. Er konnte seine Verwunderung nicht bergen, sie in der Gegend um Paris alle auf eben die Art zu erblicken, als das grosse Spital war.

Warum erhält man doch bey und um Paris, einer Stadt, wo eine wachsame Polizey ist, so viele ansteckende Häuser, die, weil sie so nahe liegen, ungeheure Kosten erfordern, und die, wenn sie entfernter wären, heilsamer, und auch minder kostbar

wären? Dieß sind die Gedanken aller guten Bürger, vielleicht werden sie, da sie einen fremden Monarchen so stark rühren, tiefere Wurzeln fassen. Man sagt, der Kaiser habe sich nicht enthalten können, sie der Königinn mitzutheilen.

Er besuchte auch die Invaliden. Das wichtige Haus dieser Art in Berlin, das die vortreffliche Ueberschrift hat: Læso, & invicto militi, hat er zwar nicht gesehn. Man sagt aber, — daß er sich über das hiesige Haus, und dessen Lage sowohl, als auch über dessen Schildereyen, und die Art der Versorgung und Unterhaltung der Invaliden nicht wenig verwundert habe. In Chelsea, einem berühmten Spital von London, würde er eine Einrichtung und eine Polizey gefunden haben, die seines Lobes noch würdiger gewesen wäre.

Die alten Soldaten konnten sich bey seinem Anblick der Thränen nicht entwehren, da sie bis jetzt weder den König, noch einen von den Prinzen, seinen Brüdern, gesehen

hat.

hatten. Man giebt davon einen sonderbaren Grund an. Die Wache des Königs will ihn bis ins Innerste begleiten; die Invaliden glauben, daß diesem Prytaneo, das von Soldaten bewohnt wird, die fast alle an ihrem Körper die Ehrenzeichen ihrer Aufopferung für ihren Herrn tragen, eine Beleidigung geschähe, wenn man ihnen den König mit dieser Bedeckung zeigen würde. Um nun diesem Streit auszuweichen, übt der König einen vorzüglichen Beweis der Gütigkeit, die vier tausend glücklich machen würde, nicht aus, und nach dieser Etikette dürfen auch seine Brüder nicht in ein solches Haus gehn, das nicht Gelegenheit hat, seinen Eifer und seine Ehrfurcht gegen die ganze königliche Familie bezeigen zu können.

Welche seltsame Etikette! sie ist mit dem Lehnwesen und der Freyheit der Leibeigenen auf einem Stamm gepfropfet. —

Der Kaiser besuchte die berühmtesten Künstler und angesehensten Gelehrten in Paris. Er that dem Herrn Büffon eine Ehre

an, die durch die Umstände noch viel schmeichelhafter für ihn wird. Der Maler der Natur war krank, und in einem Anzuge, den eine solche Lage erfordert. Der Prinz erlaubte ihm, weder seinen Schlafrock auszuziehn, noch seine Nachtmütze abzulegen. Er unterhielt sich zwey Stunden mit ihm, und wußte das Gespräch immer auf Sachen zu bringen, die dem Kranken gefielen. Dieser Zug erinnert uns an Franz den Ersten, welcher dem Leonard da Vinci auf dem Todbette besuchte, der seinen Geist in Gegenwart des Königs aufgab. Man mußte es der Vorsehung danken, daß die Nachahmung nicht ganz vollkommen geworden ist.

Der Kaiser war verschiedenemale auf dem Pallast, einem für unser Jahrhundert schlechtem und gothischem Gebäude, obgleich Paris sonst die vortrefflichsten Palläste hat, einem Hause, dem beynahe eine Feuersbrunst vor zwey Jahren den Dienst gethan, daß man es ganz hätte abbrechen müssen. Er kam allein hin. Er bat einen jungen Advokaten,

ihm die grosse Kammer zu zeigen. Wenn Ew. kaiserliche Majestät erlauben wollen. — — — — Ich bin nicht kaiserliche Majestät, antwortete der Prinz. Sehr wohl, wenn es der Herr Graf so haben will, erwiderte der junge Mensch, so werde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten. —

Man hörte gleich, daß er angekommen sey. Der erste Präsident gieng auf ihn zu, führte ihn herum, und sprach mit ihm. Der Kaiser antwortete nichts. Endlich sagte er ihm: Herr Präsident! entschuldigen Sie meine Zerstreuung, ich dachte eben an das, was hier vor sechs Jahren geschah. — Das ist alles!

Die Schauspiele beehrte er sehr oft mit seiner Gegenwart. Aus den öffentlichen Blättern weis man, was an dem Tag, da er sich mit der Königinn und der ganzen königlichen Familie in der Oper befand, geschehen sey. Das ist aber nicht das einemal, daß er von einem erfinderischen, und zu An-

spie-

spielungen geneigten Publikum, das die Delikatesse der Athenienser, so wie ihre Unbedachtsamkeit und Unbeständigkeit an sich hat, die schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen erhalten hätte. Er war einmal in der französischen Komödie, als Oedipus aufgeführt wurde. Im vierten Akte sagt Jokaste diese Strophe her:

Ce Roi, plus grand que ſa fortune,
Dedaignoit comme vous, une pompe importune,
On ne voyoit jamais marcher devant ſon char
D'un bataillon nombreux le faſtueux rempart:
Au milieu des ſujets, ſoumis à ſa Puiſſance,
Comme il étoit ſans crainte, il marchoit ſans défenſe;
Par l'amour de ſon peuple, il ſe croyoit gardé.

Der lebhafteste und ehrfurchtsvollste Beyfall machte davon die Anwendung auf ihn. Ob er gleich incognito reisete, so glaubte er doch, daß er dem Publikum mit einem

Anstand danken müßte, der ihm neuen Beyfall erwarb.

Als er über die neue Brücke gieng, hielt er einen Schüler von sehr glücklicher Gesichtsbildung an. Er frug ihn Verschiedenes; man zischelte dem Kind in die Ohren, daß es mit dem Kaiser rede: sogleich stockte es, konnte nicht ferner antworten, sondern fieng an zu weinen. „Wozu diese Thränen? sagte der Prinz. Was für eine Stelle hast du in deiner Klasse? „Ich bin der erste.“ — „Der erste? hat man nicht ein anderes Wort, um diesen Rang auszudrücken?“ Wenn Sie nicht mehr in Paris sind, so bin ich Kaiser. — „Recht so, mein Freund, wozu also die Komplimente? Ein Kaiser bietet dem andern Kaiser die Hand.“

Die Talente, die Uneigennützigkeit, und der glückliche Fortgang des Abts de l'Epée, der Taube und Stumme, mit erstaunendem Fleiß, die Sprache, oder doch wenigstens eine Sprache zu verstehen, lehrt, sind den

Aus-

Ausländern bekannt genug. Der Kaiser vergaß nicht, auch ihn zu sehen, und ihm seine Verwunderung zu bezeigen.

Er schien nach seinen Grundsätzen neugierig zu seyn. — Der Abt gab den Bekleitern des Kaisers das Werk, worinn er die Methode bekannt macht, und zugleich ein versiegeltes Paquet, bey dessen Ueberreichung er aber um die Gnade bat, daß es erst in Wien möchte geöffnet werden. Wir sind in Wien, sagte der Kaiser, und brach es auf. Er fand darinn das nämliche Buch mit seinem Wappen. Er hatte sich ein Gesetz daraus gemacht, nichts von dem anzunehmen, was an den Kaiser addressirt wäre, und dachte daher nach, ob er es annehmen sollte. Nach einem Augenblick aber sagte er: Dieß Buch gehört sicherlich mir, da es meine Wappen führt.

Der Abt de l'Epée, über eine Belohnung von baaren Geld erhaben, bekam das Portrait des Prinzen, und eine Summe Geld, für diejenigen seiner Schüler, mit

denen

denen das Glück nicht freygebig umgegangen war.

Die Empfindlichkeit, diesen charakteristischen Zug einer schönen Seele muß man nie übergehen. Ich will daher des Kompliments gedenken, das der Prinz den Tanten des regierenden Königs bey seiner Ankunft machte. Man wird noch wohl daran denken, wie herzhaft sie in der letzten Krankheit des verstorbenen Königs waren, und mit welchem Eifer sie ihn, bis an den letzten Augenblick seines Lebens, unterstützten. Ich bin, sagte der Souverain, da er sie besuchte, sehr vergnügt, daß ich Ihnen mündlich sagen kann, wie sehr ich von der Aufführung, die Sie gegen Ludwig den Fünfzehnten, Ihren Vater, den ich liebte, bezeigt haben, gerührt bin. Die edle Aufopferung Ihres eigenen Lebens, um das Seinige zu erhalten, ist eine der größten Heldenthaten, die ich nie vergessen werde.

Fast alle Wege, die der Kaiser aus Neugierde machte, that er allein. Als er nach der Menagerie (*) von Versailles, die eine halbe Meile vom Schloß entfernt, und in den Park gelegen ist, gieng, kam er ganz allein dahin. Der Schweitzer, der ihm die Menagerie zeigen sollte, sagte ihm, er möchte warten. Man muß ein Wirthshaus vorbeygehn, fügte er noch hinzu, wo man sich hier gewöhnlich aufhält. Dann werden sie die Thiere zusammen sehn. Gut, sagte der Kaiser. Er setzte sich auf einen Gränzstein, und redete mit dem Schweitzer, bis seine Kutsche kam. Es waren nur zwey Neugierige darinn. Er gieng mit ihnen hinein, sah eben das, was sie sahen; und erst zur Zeit, da man fort wollte, wurde dem Schweitzer eine Handvoll Geld gegeben, woraus er zu rathen anfieng, daß er den Bruder der Königinn hätte warten lassen.

Die-

(*) Ein Ort, wo allerley Thiere gehalten werden.

Dieser Zug erinnert mich an einen andern, den man auch bekannt gemacht hat, und den ich hier mit anführen will, weil solche Anekdoten, die die Güte der Prinzen kennen lehren, nicht bekannt genug werden können. Als der Kaiser in Florenz war, wollte er schleunig nach Rom reisen: er schickte, ohne sich zu nennen, auf die Post, Pferde für sich zu bestellen. Sie waren aber alle schon von einem Engelländer in Beschlag genommen. Der Prinz schickte noch einmal hin, und ließ recht sehr bitten, ihm nur vier Pferde abzulassen. Der Engelländer sagte rund heraus, er brauche sie alle. Gut, sagte der Kaiser, ich werde also erst diesen Abend reisen, wenn die Pferde wieder zurückgekommen sind.

Er kam vier Stunden später in Rom an, als er ankommen wollte, dem ohnerachtet aber weit eher, als man ihn erwartete. Er begab sich zur Prinzessinn Justiniana, welche ihm entgegen rief: Was! Se. Kaiserliche Majestät. Man versprach uns

Sie erst nach zwey Tagen. „ Ich würde noch viel eher angekommen seyn, antwortete der Kaiser lächelnd, wenn ich in Florenz hätte Pferde bekommen können; ein Engelländer hatte sie alle schon in Beschlag genommen. “ Ach! Sire, sagte ein Mann, der eben gegenwärtig war, wie sehr bin ich gedemüthiget. — „ Nichts, nichts, erwiderte der Kaiser. Sie hatten dringende Geschäfte; ich nicht. Ausserdem war ich zu Hause, ich mußte also die Aufwartung machen.

Voltair's Ankunft in Paris.

Als der Tod zwey berühmte und noch junge Männer der Schaubühne entriß, sah Paris in seinen Mauern einen achtzigiährigen Greis, dessen lange Abwesenheit nicht verhindert hatte, die Stadt von seinem Namen erschallen zu lassen. Herr von Voltaire verließ plötzlich die Wälder zu Ferney, die er gebaut hat, — die Ruhe zu Ferney, über die er so vergnügt war.

Er ward auf einen sehr hohen Fuß empfangen. Die ganze Litteratur gerieth bey dem Gerücht von seiner Ankunft in Bewegung: der Eifer, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, wurde bis aufs höchste getrieben: man vergaß, daß Nestor nicht Herkules war.

Anekdote zu des Königs August des ersten Leben.

Von jeher sind wir unter allen europäischen Völkern das gutherzigste gewesen; immer mehr beflissen, brav zu handeln, als unsere braven Handlungen zu verewigen; immer begieriger, selbst in den dunkelsten Geschichten fremder Nationen nach edlen Zügen zu spühren, und unbesorgt, ob auch der Deutschen jemand gedenkt. — Daher kömmt's, daß so manches unter uns vergeßen wird, was unsere Nachbarn mit grossem Pomp erzählen, und wieder erzählen würden; und eben daher, dünkt mich, sey's zutraut, die Feder zu führen, daß er aufzeich-

ne, was ihm wider Verdienst dem Untergang nahe zu seyn dünkt. (*)

Unter den Männern, die der sächsische August der Erste, König von Pohlen, vorzüglich liebte, war auch sein Leibchirurgus, mit Namen Weiße (**). — Er hatte fünf Jahre lang auf königliche Kosten auswärtige Spitäler besucht, und der berühmte Petit, ein grosser französischer Wundarzt, war sein vornehmster Lehrmeister gewesen. Endlich kam er an den Hof seines Herrn zurück, fand den Monarchen geneigt gegen sich, aber auch an den übrigen Leibärzten so kräftige Gegner, daß er nur selten mit seinen Vorschlägen gehört wurde.

Nun belästigte den König schon seit langen Zeiten ein kleiner Schaden an einer Zehe, die

(*) Man ist nirgends so kurzsichtig, als in seinem eigenen Hause, sagte Heinrich der achte, und daß er wahr redete, sind wir Zeugen. —

(**) Johann Friedrich, — aus Kallen, in Schwaben. — Bey Lebensumständen rechtschaffner Männer kann man selten zu umständlich seyn.

die durch Vernachlässigung immer bösartiger ward, bis endlich der Brand sich an ihr zu zeigen anfieng. Man berief sogleich die Leibärzte und den Chirurgus. Der letzte stimmte auf die schleunigste Hilfe durch den Schnitt, aber die Aerzte widersprachen: seine feine Gründe wurden überstimmt, ohne widerlegt zu werden, und man beschloß endlich, den schon genannten Petit durch einen Stafetten, von Frankreich aus bis nach Bialistok (*), wo eben der König sich aufhielt, kommen zu lassen. — Die weite Enfernung hatte nothwendig, trotz der größten Eile, die Bequemlichkeit eines langen Verzugs, und der treue, seinen König liebende Chirurgus war in seinem Herzen fest überzeugt, daß das Leben seines Herrn bey so verkehrten Maßregeln in die äusserste Gefahr gerathen müsse.

Er blieb einige Stunden lang in dem peinlichsten Zweifel, endlich entschloß er sich

(*) Ein dem Fürsten Czartorisky gehöriges Schloß.

zu einer That, die, bey der lautersten Absicht, für ihn die gefährlichsten Folgen haben konnte. Er wachte nämlich in der nächsten Nacht allein mit des Königs treuesten Kammerdiener (*) beym Bette des Fürsten; ein heimlich ihm eingegebenes Schlafpulver sollte den Schlaf desselben verstärken; versehn mit allen zu seinem Vorhaben dienlichen Instrumenten erschien er, und sah kaum Augusten eingeschlummert, als er sie hervorlangte, die Thüre des Gemachs inwendig verschloß, und so dem Bette, wo der König schlief, sich näherte.

Der erstaunte Kammerdiener, unwissend, was alle diese Zurüstungen bedeuten sollten,

ward

(*) Auch einer der sonderbarsten Menschen an Augusts Hofe. Er hieß Peter August, war ein getaufter Kosake, und hatte den Namen, weil der Zaar und König August seine Taufzeugen gewesen. — Nie war ein Mann treuer, als er, aber nie sprach ein Bedienter in der französischen Komödie dreuster mit seinem Herrn, als er mit dem König, der manchen Verweis von ihm lächelnd übersah.

ward zu schweigen bedräut. Weiße ergriff den schadhaften Fuß, legte ihn auf einen am Bette stehenden Stuhl, und versicherte den König, der eben im Einschlummern war, und beym Erwachen sich über die ungelegne Zeit des Verbandes beschwerte, daß er ruhig fortschlafen könne, weil er die möglichste Vorsicht, ihn nicht weiter zu stöhren, anwenden würde.

August that's, und sein Chirurgus ließ ihn ungerührt liegen, bis er ihn im festesten Schlafe zu seyn glaubte; dann aber lösete er schnell mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth die ganze Zehe ab. Natürlich, daß, durch den Schmerz erweckt, der Monarch von neuem auffuhr, aber auch jetzt besänftigte ihn Weiße durch das Vorgeben, als ob er blos von ohngefähr ihn mit der Heftnadel geritzt hätte, und nur noch der darauf gegossene Balsam so schmerze; der König glaubte es, und die Kraft des Pulvers verschafte ihm bald einen neuen Schlaf. — So gieng die Nacht hin, und August war weit

entfernt, bey den heftigern Schmerzen seines Fußes, am nächsten Morgen auf die wahre Ursache zu rathen. Indeß drang er doch so fort auf einen neuen Verband, und befahl seinem Kammerdiener, ihm einen Hohlspiegel, in welchem er seinen Fuß vergrößert sehen konnte, hinzusetzen. Man kann leicht denken, daß diesem sowohl, als vorzüglich dem Wundarzte das Herz tapfer schlug; und eben so leicht wird man sich das Erstaunen des Königs vorstellen, als er beym ersten Blick seine Zehe vermißte.

„Wer hat das gethan?“ frug er mit einem Ton, der wohl den Herzhaftesten zu erschütrern vermochte.

„Ich, Ew. Majestät,“ antwortete der Getreue, und langte, sich seiner guten Sache bewußt, die abgelöste Zehe aus seiner Tasche hervor. „Hier ist sie.“

„Und wie hast du das ohne mein Wi„ßen und Willen wagen können?“

„Verzeihen Ew. Majestät, wenn der „Mann, der Sie in der drohendsten Todes-

gefahr

„ gefahr sieht, alles wagt, um Ihr theu„ res Leben zu erhalten. — Gieng es nach „ den Willen der Leibärzte, und ward, ehe „ der Schnitt geschah, Petit's noch so weit „ entfernte Anherkunft erwartet, so nahm „ ganz gewiß indeß der tödtliche Brand Ew. „ Majestät Fuß ein, und menschliche Ret„ tung war verschwunden. “

„ Und es wäre gar kein anders Mittel, „ ausser Ablösung übrig gewesen. “

„ Keines! Das wird Petit bezeugen: „ und auch ich bürge mit meinem Kopf da„ für. “

„ Und wer war beym Schnitte zugegen? “ fuhr der Monarch in einem Ton fort, der schon gelinder zu werden anfieng.

„ Niemand, als ich, und dieser ihr „ Kammerdiener. “

„ Wohl! so beobachtet auch beyde, so „ lang, als ich's euch befehle, das unver„ brüchlichste Stillschweigen! Und du, — in„ dem er seine Tobacksdose hervor zog, den „ Toback ausschüttete, und die abgeschnitte-

„ ne Zehe hineinlegte, — du behalt indeß „ dieß zum Andenken.“

Es geschah; niemand muthmaßte nur eine Sylbe von dem Vergangenen, und ohngefähr zwölf Tage nachher kam Petit an. Er ward sogleich zu einem sogenannten Consilio medico berufen, und ihm der ganze Zustand der Sache, wie er zur Zeit gewesen, als man nach ihm gesendet, und wie man, sonderbar genug! ihn noch jetzt zu seyn glaubte, vorgelegt. Voll Erstaunen rief er aus: daß blos ein Wunder, bey so bewandten Umständen, den Monarchen bis jetzt erhalten haben könne; daß er sich höchlich wundere, wie man in einem so wenig Aufschub vertragenden Falle sich nach so weit hergeholtem Rath hätte umsehen können, und daß kein Mittel, ausser dem schleunigsten Schnitt, übrig sey.

Man wird leicht erachten, wie beschämt die Gegner des Leibchirurgus niederblickten; aber ihre Beschämung ward zur Bestürzung, als dieser vortrat, und indem er die Dose

herauslangte, zu Petit sich also redend wendete:

„ Ein Mittel, das ich bereits gewagt „ habe! Hier ist die schadhafte Zehe, mit „ allen Merkmalen eines unheilbaren Bran„ des. “

Die gerechtesten Lobeserhebungen des französischen Wundarztes, sein wiederholtes Geständniß, daß Se. Majestät sich bereits in den besten Händen befänden, und seines Raths forthin nicht einmal bey einem ihm gleichkommenden Schüler bedürften, bestätigten das Verdienst des getreuen Unterthanen, und sein König belohnte ihn nachher königlich. —

Sollte es wohl jemanden unter meinen Lesern geben, dem ich's erst beweisen dürfte, wie viel Weiße bey Unternehmung dieses Schnittes wagte? Wie von dem kleinsten unvorhergesehenen Zufalle sein ganzes Glück abhieng? — Beym geringsten Privatmanne war Undank sein wahrscheinlichster Lohn; und nun zumal am Hofe. — Mich

dünkt,

dünkt, auch Augusts Biographen sollten diesen Zug zur Ehre des Königs nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die edle Erstattung.

Ein zürchscher Landmann zwischen sechzig und siebenzig Jahren, der sich durch Fleiß und gute Wirthschaft ein beträchtliches Gut erworben hatte, dachte darauf, bey zunehmender Schwachheit seines Körpers, alle seine Sachen in Richtigkeit zu bringen, und stieß unter dieser Beschäftigung zufälliger Weise auf eine alte Rechnung eines Zimmermanns, der ihm vermuthlich vor vielen Jahren einen großen Theil Holz verkauft, oder ein Haus gebauet hatte. Auf den ersten Blick, den er gleichsam im Vorbeygehen darauf warf, ahndete er, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre, rechnete nach und fand, daß sich der Zimmermann um neun Karolinen zu seinem Schaden verrechnet hatte. „Guter

„Gott!

„ Gott! — wie hat sich der ehrliche Mann „ geirret! — Ists möglich, daß ich beym „ Empfang der Rechnung einen so großen „ Fehler übersehen konnte? — wie leid „ thuts mir, daß ich ihm, Gott weis es, „ unwissend, so viel zu wenig bezahlte, und „ diesen Fehler erst itzt, vier und vierzig „ Jahre nach seinem Tode, bemerke; doch, „ Gottlob, daß ich ihn itzt noch bemerke, „ und noch vergüten kann. Seine Kinder „ und Kindeskinder leben noch. Diesen ge„ höret schleunige Erstattung" — Gedacht gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr vom Hause kommen konnte, einen Freund, diese Summe den Hinterlassenen zuzustellen. Ich war so glücklich, dieses unsichtbaren Gerechten (denn bis auf heute weis ich seinen Namen noch nicht) sichtbare Hand zu seyn, und diese neun Karolinen unter fünf Nachkömmlinge des Zimmermanns zu vertheilen. — Wem zittert nicht eine Zähre der Freude über diesen Stral der Menschheit ins Auge. — Sey dieß ein Theil deiner Beloh-

nung,

nung, redlicher Mann, daß die Erzählung von deiner That, an die du gewiß nicht dachtest, und die dir vermuthlich nie zu Gesichte kommen wird, viel Gutes wirken, und viel Menschlichkeit erwecken wird! — Was wärest du zu thun fähig, Redlicher? und der, der es nicht fühlt, was der? — Nur solche Gerechtigkeit, Menschen, und ich will euch alle Großmuth schenken. Nicht jeder hat Gelegenheit, groß, aber jeder Gelegenheit, gerecht zu handeln.

L. K. C.

Etwas vom Doktor Fidler.

Fidler, der im Kloster zu Wien vielleicht keine Oekonomie gelernt hatte, und das Glück, das er am meklenburg-schwerinschen Hof fand, weder recht kannte, noch recht zu gebrauchen wußte, führte eine splendidere Lebensart, und einen delikatern Tisch, als seine Umstände erlaubten. Dadurch gerieth

rieth er bald in Schulden, und durch diese ließ er sich verleiten, einige hundert Thaler Kirchengelder anzugreifen, und in seinen Nutzen zu verwenden. Diese wieder herbey zu schaffen und seine übrigen Schulden zu bezahlen, schien sich ihm eine bequeme Gelegenheit darzubieten. Es kam ein Mann aus Holland, dem, wegen einer großen Erbschaft, sehr daran gelegen war, eine priesterliche Bescheinigung aus dem Kirchenbuche zu Dobberan zu haben, daß ein gewisser Mann, zu der oder der Zeit, daselbst gestorben und begraben sey. Er erbot sich, dasselbe allenfals mit zwey tausend Thalern zu bezahlen. Ob man nun gleich, weder im Kirchenbuche, noch durch einen Leichenstein, noch durch ein Epitaphium, den berührten Sterbefal beweisen und bescheinigen konnte, so machten die angelobten zwey tausend Thaler doch einen starken Eindruck aufs fidlersche Herze, und er trug kein Bedenken, den verlangten Schein von sich zu stellen. Da jemand in Lübeck, der

an

an der Sache Theil hatte, solches erfuhr, und bey dem meklenburg-schwerinschen Hofe denuncirte, so wurde Fidler zur Verantwortung nach Schwerin gefordert. Hier grauete ihm vor einem nassen Jahre: daher machte er sich ungesäumt heimlich davon. Seine mit zweyen Kindern arme verlassene Frau weis selbst nicht, wo er seine Retirade hingenohmen; vielleicht gar nach Amerika.

Etwas für die Geistlichkeit und die Propheten.

Prediger sind beynahe im Staate eben das, was Lehrmeister in den Privathäusern der Bürger sind, und sollen unterrichten, beten, und andern ein gutes Beyspiel geben. Sie können sich kein Ansehen über ihre Oberherren anmassen, eben so wenig, als man es billig finden würde, wenn der, der einem andern einen Gehalt giebt, dem gehorchen sollte, dem er es giebt.

Unter allen Religionen befiehlt keine mit so ausdrücklichen Worten, daß die Geistlichen sich aller Herrschaft in bürgerlichen Angelegenheiten enthalten sollen, als die Christliche: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Unter euch soll niemand weder der erste, noch der letzte seyn. — Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Die vielen Streitigkeiten unter den weltlichen Regenten und der Geistlichkeit, welche länger, als sechs Jahrhunderte durch, zu vielem Blutvergießen in Europa Gelegenheit gegeben haben, sind von Seiten der Geistlichen blos Aufruhr gegen Gott und ihre Nebenmenschen, und eine stäte Sünde wider den heiligen Geist gewesen.

Vom Calcas angerechnet, der die Tochter des Agamemnon umgebracht hat, bis zum Gregor dem dreyzehnten und Sixtus dem fünften, die beyde römische Päpste gewesen sind, und den großen Heinrich den vierten des Throns entsetzen wollten, ist die

Gewalt der Geistlichkeit dem ganzen menschlichen Geschlecht verhaßt gewesen.

Beten heißt doch nicht herrschen, und ermahnen doch nicht regieren. Ein wahrer Prediger soll ein Arzt der Seele seyn. Wenn Hippokrates seinen Patienten, Elfenbein einzunehmen, bey Strafe des Aufhängens anbefohlen hätte, so würde er weit närrischer und unmenschlicher, als Phalaris, gehandelt, und wenig Praxin gehabt haben. Wenn ein Geistlicher sagt, bettet zu Gott, seyet gerecht, geduldig und mitleidig, so ist er ein weit besserer Arzt, als wenn er sagen wollte, ihr müßet mirs glauben, oder ihr werdet verbrannt.

Die Obrigkeit muß den Stand der Geistlichkeit schützen, und aufrecht zu erhalten suchen, eben wie ein Hausvater den Lehrer seiner Kinder in Ansehen halten, doch auch darauf sehen muß, daß er sich nicht zu viel herausnehme. Die Uebereinstimmung der Geistlichkeit und der weltlichen Regierung ist das schrecklichste Staats-

system;

system; denn eben da man diese Uebereinstimmung erhalten will, so setzt man nothwendig eine Theilung voraus; man muß also sagen: der Schutz, den die weltliche Regierung der Geistlichkeit ertheilt.

Aber was wäre dann in einem Lande anzufangen, wo die Geistlichkeit zugleich den weltlichen Regenten vorstellt, wie in Salem, wo Melchisedeck Priester und König zugleich war, und in Japan, wo der Dairi lange Zeit hindurch Kaiser gewesen ist? Die Antwort wäre, die Nachfolger von Melchisedeck und der Dairis sind des Throns entsetzet worden. Die Türken wißen dieses auch gar wohl. Sie stellen ganz gewiß Wallfahrten nach Mekka an, sie erlauben aber denen Sherifs zu Mekka nicht, ihren Sultan in den Bann thun zu können. Sie reisen nicht dahin, um sich die Erlaubniß, ihre Fastzeit nicht beobachten, oder ihre Muhmen und Nichten heirathen zu dürfen, daselbst zu erkaufen; sie lassen sich nicht durch die vom Sherif abgeordneten

Imams richten, und geben ihm auch das erste Jahr von ihren Einkünften nichts ab. Was soll man wohl dazu sagen? — Der Leser mag sich die Frage selbst beantworten.

Propheten.

Die Juden wissen ihre Seelen so zu begeistern, daß sie alle zukünftigen Sachen ganz deutlich vor sich sehen; aber es bleibt doch schwer, es eben richtig zu errathen, wann die Propheten unter Jerusalem das ewige Leben verstehen, wann Babylon, London oder Paris bedeutet; wann sie von einer großen Mahlzeit reden, und man es durch einen Festtag auslegen soll; wann rother Wein Blut, ein rother Mantel die Treue, und ein weisser die Liebe bezeichnet. Weil sich nun der menschliche Verstand Mühe giebt, diese Propheten zu verstehen, so will ich davon nichts mehr sagen. — Es versteht sich, daß dieß auf ihre Traditionen geht.

Ein Theologe, den der Philosoph von Ferney will gekannt haben.

Ich habe einen Theologen im eigentlichen Verstande gekannt; er besaß eine Kenntniß aller morgenländischen Sprachen, und war so gut in den Religionsgebräuchen der älteren Nationen bewandert, als es nur jemand seyn konnte. Die Brachmannen, Syrier, Chaldäer, Sabäer und Egyptier waren ihm so bekannt, als die Juden; er hatte die verschiedenen Lesarten der Bibel gesammlet, und sich seit dreyßig Jahren bemüht, die Evangelien zu verbinden, und die Kirchenväter miteinander in Uebereinstimmung zu bringen. Er untersuchte ganz genau, zu welcher Zeit die Symbolen, die die Apostel gemacht haben sollen, und das athanasische Glaubensbekenntniß, verfertiget wären; wie ein Sakrament nach dem andern eingesetzet, wie die Versammlungen der ersten Christen und die Messe voneinander unterschieden sey, wie sich die christliche Kirche

nach ihrer Entstehung in verschiedene Sekten zertheilt, und die herrschende Kirche die übrigen als Ketzer behandelt habe. Er suchte die Gründe auf, wie sich die Politik beständig in diese Zänkereyen mischte, distinguirte unter Politik und Weisheit, unter dem Stolz, nach welchem man sich des Verstandes der Layen bemächtigte, und dem Verlangen, seinen eigenen aufzuklären, unter Eifer und Fanatismus, ꝛc.

Die Schwierigkeit, so viele Materien in seinem Kopfe zu ordnen, da wir von Natur alles miteinander verwirren, und in unserm Gehirn nur wenig Licht durch so schwarze Wolken scheint, schreckte ihn sehr oft ab; allein, da diese Untersuchungen einmal aus Amtspflicht geschehen mußten, so opferte er sich ohnerachtet alles Mißvergnügens denselben auf. Er gelangte endlich zu solchen Kenntnissen, davon die meisten seiner Amtsbrüder nichts wußten. Je mehr er gelehrter wurde, je mehr setzte er in allen dem, was er wußte, ein Mißtrauen. So lange

er lebte, war er ein duldsamer Mann, und bey seinem Sterben gestand er, daß er sein ganzes Leben unnütz hingebracht habe. — Das Geständniß aber war doch wenigstens nicht unnütz.

Ein Problem für die Moral.

Der Lord F*****, ein sehr reicher Mann, war auch sehr geitzig. Zwey Qualitäten, die in Engelland so gut, als an andern Orten, sehr oft zusammengehn. Er hatte sich der Furcht wegen, die ihm die Unterhaltung mit einer Frau einflößen möchte, niemals verheirathet. Er hatte keinen Freund, sondern brachte beynahe sein ganzes Leben mit einem alten Kammerdiener aus Frankreich, der ihm fünfzig Jahre gedienet hat, auf dem Lande zu. In den Armen dieses Bedienten gab er auf einem entlegenen Schloße seinen Geist auf.

Sein Erbe, der niemals ein Verlangen gehabt hatte, ihn zu sehen, war ein armer

Edelmann in Schottland. Der Kammerdiener meldete ihm, daß ihm durch den Tod seines Vetern ein grosser Reichthum zugefallen wäre. Der neue Reiche eilte mit einer Geschwindigkeit herbey, die eine solche Nachricht nur hervor zu bringen im Stande ist.

Bey seiner Ankunft übergiebt ihm der Bediente ein genaues Verzeichniß aller Meubles des Schloßes und der Revenüen des Gutes, worüber er lange die Aufsicht gehabt hatte. Er endigte damit, daß er dem Erben einige Banknoten, die er nach dem Tode in dem Kabinet des Verstorbenen gefunden, und die er zu sich genommen hatte, um sie desto sicherer zu verwahren, und die neunzig tausend Pfund Sterling betrugen, in die Hände gab.

Um das Verdienstliche dieser Handlung einzusehen, muß man wissen, daß neunzig tausend Pfund Sterling nach unserm Gelde fünf hundert und vierzig tausend Thaler betragen, — und diese Banknoten dem gehören, der sie besitzt, — und daß der Kammer-

merdiener einzig und allein etwas davon wußte.

Der Edelmann nimmt das Geschenk an, läuft ganz still, aber desto heishungriger alle Zimmer durch; nach einem sehr genauen Durchsuchen sagte er endlich zu seinem Wohlthäter, ist es das schon alles? Statt der Antwort rollten diesem die Thränen von seinem ehrlichen Gesicht herunter. Sogleich grief der Erbe in die Tasche, und gab ihm zehn Thaler zur Erkenntlichkeit. Der Franzose begab sich schluchzend weg. Er ist in London vor zwey Jahren in den erbärmlichsten Umständen, wie mir der Doktor Jeyoux, der ihn in der Kur gehabt, und von dem ich auch diese Anekdote habe, erzählt hat, verstorben.

Soll man hier mehr die Ehrlichkeit des alten Bedienten, oder die Undankbarkeit des Erben bewundern?

Dieser ehrliche, aber schlecht belohnte Mann, hieß Füraut. Die Griechen und die Römer haben Namen berühmt gemacht,

und verewigt, die es weniger verdienten als dieser.

Etwas für die neapolitanischen Frauenzimmer.

Die neapolitanischen Frauenzimmer haben zwey Tage im Jahre, an welchen sie sich in aller ihrer Pracht zeigen; diese sind der grüne Donnerstag und Charfreytag. Den grünen Donnerstag früh erscheinen sie im Wagen, wo sie alles auskramen, was sie nur schönes und köstbares an Fuhrwerk, an Pferden und Liverey haben. Sie selbst sind nur schwarz gekleidet; aber der Kopfputz, die Juwellen, und der blosse Hals vergüten den Augen des Anschauers die ehrbare Kleidung. Den Nachmittag und andern Morgen sieht man keine Wägen. Die Mannspersonen gehen zu Fuße, und das Frauenzimmer bedienet sich der schönsten und reichsten Sänften von der Welt. Diejenigen, welche solche Sänften nur in Fränkreich,

Holland und Engelland gesehen haben, können sich keinen Begriff davon machen. Vor der Dame geht ein Haufen Läufer und Bedienten vorher; und des Nachts tragen alle diese Läufer Fackeln. Prächtig gekleidete Edelknaben halten sich an beyden Seiten der Sänfte, aber so, daß sie die Zuschauer nicht verhindern können, die Damen von allen Seiten zu sehen. Andere Bediente folgen der Sänfte in einer gewissen Entfernung. Die darinn sitzende Dame zeiget sich im blossen Halse und mit Diamanten beladen. Die Fenster sind an allen vier Seiten niedergelassen, und die Oeffnungen so groß, daß der ganze Leib, vom Kopfe bis auf die Füße, dem Gesichte dargestellet wird. Eine neapolitanische Dame will lieber in einem Winkel ihres Hauses eingesperret bleiben, als sich, wenn sie ausgeht, den Augen der Welt nicht ganz zeigen. Dies macht, daß das neapolitanische Fuhrwerk von allerhand Art grössere Oeffnungen, und folglich auch grössere Fenstergläser hat, als das in andern

Ländern. Mit dieser Pracht und Buhlerey besuchen diese Damen die Kirchen, und beweinen das Leiden Christi.

Voltair's Bibliothek.

Es ist wahr, unser Jahrhundert hat manches aufzuweisen, was sonst unbekannt war. Indessen halten wir auch vieles für neu, das doch wirklich schon ehemals bey andern Völkern, als zum Exempel den Griechen, geschehen ist. Wir haben in einem Theil von Europa Prinzen, die die Weisen an ihre Tafel rufen, und sie zu ihrem Abendbrod einladen, wie jemals die Dionyse, die Pisistraten, die Periander und die Hiero's, die Plato's, die Aristippe, die Simonides und die Pindars einluden. —

Was sich mit der Bibliothek des Herrn von Voltaire zugetragen hat, ist eine sehr schöne Kopie des alten Zustandes der Weisen in Griechenland. Lucian hat uns den Trait eines Menschen aufbehalten, der

für

für drey tausend Drachmen die irdene Lampe des Epiktet kaufte. In Petersburg aber thut man noch mehr. Die Kaiserinn kauft von der Niece des Herrn von Ferney die Bibliothek ihres Onkels, die Manuskripte und selbst die Briefe, die man nicht drucken darf, und endlich sogar den Riß seines Schloßes, nach welchem sie in einem von ihren Wäldern ein Schloß aufführen will, damit, wenn etwa der Schatten desselben jemals in die Verlegenheit gerathen sollte, unsere Erdkugel zu besehen, er sich bey der Kaiserinn einfinden, und daselbst gerade eben so wohnen möchte, als an dem Fuß der Alpen.

Man merkt wohl, daß diese glänzende That eine mittelbare Strafe der französischen Gleichgültigkeit gegen diese vortrefliche Ueberbleibsel, — und eine philosophische Züchtigung der Prozeduren seyn soll, die man mit der Asche eines so großen Mannes nach seinem Tode vorgenommen hat. Hiebey kommt man sehr natürlich auf die

Fra-

Frage, ob, wenn es einer Freundinn zur Ehre gereicht, alles, was den Herrn von Voltaire angeht, zu besitzen, es nicht schändlich für die Niece sey, alles dieses zu verstossen? Was! die Kaiserinn will und kann nur ein erdichtetes Ferney haben, und Madame Denys verkauft das wahre, das ihr der Eigenthümer hinterlassen hatte. Seine Bücher, seine Papiere, die lebhafte Gegenwart seiner Wohnung werden in Petersburg existiren; und seine Familie wird kein anderes Andenken davon aufbewahren, als den Kaufkontrakt.

Nicht die Armuth hat diesen Verkauf veranlasset. Herr von Voltaire hinterließ seiner Niece mehr als hundert tausend Livres jährlicher Einkünfte. Ausserdem weis man, daß sie von der vollständigen Ausgabe der Werke des Verstorbenen eine sehr ansehnliche Summe einnehmen werde. Es scheint also wohl, als wenn der achtzig jährige Greis gewollt hätte, — daß der Ort, der so lange durch seine Gegenwart

belebt war, — die Papiere, auf die er seine geheimsten Gedanken geschrieben hatte, — nicht so geschwinde aus der Familie hätten kommen sollen.

Uebrigens gab die Kaiserin für diesen Theil der Erbschaft fünfzig tausend Thaler, viel Pelzwerk, und einen sehr schönen und gnädigen Brief, der dem französischen Merkur, oder dem parisischen Journal einverleibt ist.

Etwas über die Titel.

Die Eitelkeit, große Titel zu haben, kam nicht eher nach Europa, als bis die Römer mit dem asiatischen Schwulst Bekanntschaft gemacht hatten. Alle Könige von Asien waren, und sind es noch, Geschwisterkinder mit der Sonne und dem Mond. Ihre Unterthanen haben nicht das Herz, auf diese hohe Verwandtschaft Anspruch zu machen. Konstantin war der erste römische Kaiser, der die christliche Demuth

in einen viele Seiten einnehmenden prächtigen Titel verwandelte. Es hatten zwar schon vor seiner Zeit einige Kaiser den Titel Gott angenommen. Aber dieses Wort nahmen sie in einer andern Bedeutung, als wir es gebrauchen. Divus Augustus, Divus Trajanus sollte nicht mehr sagen, als der heilige August, der heilige Trajan. Man glaubte, daß es die Würde des römischen Reichs mit sich bringe, daß die Seele ihres Regenten nach seinem Tode gegen Himmel führe; oft gab man ihnen auch diesen Titel noch eher, als diese Stunde gekommen war. Dieß ist auch vermuthlich der Grund, daß sich die ersten Kirchenväter alle untereinander Ihro Heiligkeit nannten. Man nannte sie so, damit sie sich erinnern möchten, daß sie heilig seyn sollten. Man giebt sich bisweilen selbst sehr erniedrigende Titel, man will aber nicht, daß sie uns andere auch geben sollen. Ein ehrlicher Priester schrieb einst an Papst Pius den vierten: An Pius den vierten, Knecht

der Knechte Gottes. Er kam darauf nach Rom, um alda etwas zu Stande zu bringen, und die Inquisition ließ ihn ins Gefängniß setzen, damit er schreiben möchte lernen.

Ramiran aus Indien brachte nach Frankreich, wo er Geld zu fordern hatte, einen Brief an einen Herrn mit, der Markgraf, Ritter eines königlichen Ordens und Herr (die Aufschrift nannte nur Namen) von sechs Provinzen, Städten, Dörfern oder Gütern war. Er fand seinen Mann nach langer Nachfrage in einer kleinen Gaße, in dem vierten Stocke eines elenden Hauses; er war Schifslieutenant, trug das kleine Ludwigskreuz, war Kadet einer Familie, die ehedem Güter besessen hatte, und lebte kümmerlich von einer kleinen Pension. Ramiran, über den Titel und den Mann noch ganz nachdenkend, hörte in einem Koffeehause, que Monsieur Necker étoit l'homme du premier mérite en France. Und keinen andern Titel, als Monsieur!

dachte er bey sich. Den muß ich besuchen. Er fragte sich bald hin. Ich will Monsieur Necker kennen lernen. Das wolltest du Pavian? rief ihm der Schweitzer entgegen: Monsieur hat sich mit ein paar Herzogen eingeschlossen, und dann wird er gleich zum König fahren. Kamiran gieng, und murmelte in sich: in diesem Lande sehen die Menschen ihren Titeln nicht ähnlich. Aber wie erstaunte er, als er andere Titel und ihre Bedeutung erfuhr. Da sagte man ihm, es gab einen Beschützer des Glaubens, der den nämlichen Glauben aus dem Lande vertrieb; mehr, als ein Mehrer des Reichs hat das Reich gewaltig vermindert; der Knecht der Knechte Gottes behauptet seinen Rang über Könige. Man erzählte ihm den unermeßlichen Abstand zwischen Sire und Messire, le Sire und pauvre Sire; von der Würde eines Grafen des heiligen Pallastes, die für wenige Thaler feil ist; von Millionen gnädiger Herren und Frauen, deren Gnade niemand be

gehrt

gehrt und die sich oft für einen Dukaten oder ein Stück Brod gnädig bedanken würden, und von einem ehrwürdigen Herrn, der neulich in London gehenkt ward. Er fand unsere Gebräuche unerklärbar und seltsam. Aber wie, fragte man ihn, pflegt ihr in eurem Lande euren Nabab zu nennen? Ramiran sagte: Nabab ist ein Verwandter der Sonne; sie geht nie in seinen Staaten unter; er ist die Rose der Freude und der Morgenthau des Glücks; Könige zittern vor ihm und er beschützt die Unterdrückten: — — aber er läßt sich gefallen, fiel man ihm lachend in die Rede, daß ihn der Officier einer Kaufmannsgesellschaft absetzt. —

Titel ohne Macht werden lächerlich, und Macht kann der Titel und des Gepränges entbehren. Als der Staatsminister Torcy in Gertruydenburg für Ludwig den vierzehnten Frieden bitten mußte, traff er in Heinsius Haus niemand als eine alte Magd an, und mußte lange auf den Herrn warten. Myn Heer Pensionaris, (das

war der Titel des Mannes) entschied damals das Schicksal von Europa.

Cäsar und Pompejus nannten sich im Senat Cäsar und Pompejus. Aber diese Leute wußten nicht zu leben. Sie endigten ihre Briefe mit Vale, Lebe wohl. Vor ohngefähr sechzig Jahren waren wir zugethane Diener; wir sind gehorsamste Diener geworden; und jetzt haben wir die Ehre, es zu seyn. Unsere Nachkommenschaft ist zu beklagen, da es ihr sauer werden wird, zu diesem schönen Formular noch etwas hinzu zu thun. — Der Herzog von Epernon schrieb, kurz vor seinem Tode, an den Kardinal Richelieu, und endigte seinen Brief mit votre très humble & très obeissant serviteur, da er sich aber erinnerte, daß der Kardinal ihm nur das Ende mit einem trés affectionné gemacht hatte, so schickte er eine Staffete ab, die den Bothen einholen mußte, und setzte an die Stelle dessen, was er geschrieben hatte, trés affectionné; er starb also auf dem Bette der Ehre.

Ueberhaupt kann man die Titel denen am leichtesten und gelassensten überlassen, die auf keine Titel mehr Anspruch machen können. Einem an sich großen Mann einen Titel anzukleren, ist ärgerlich, wenn er keine nothwendige Folge seiner Größe ist. Wenn Gelehrte nach solchen eiteln und kleinen Ehrenzeichen streben, ist es wahre Erniedrigung. Rabenern schrieb ein Landedelmann Wohledler Herr, Gebohrner Herr, schrieb er ihm gleich wieder zurück. Lustig genug, wäre es auf einem Titelblatte zu lesen: Die Iliade von Herrn Baron von Homer, die Aeneis von dem Herrn Drost von Virgil ꝛc.

Hungert euch nach einem Adelsbrief oder dergleichen Titel, sagt Linguet, den man durch Geld eben so leicht erwirbt, als durch hervorstechende Verdienste, so wählt euch die Laufbahn, auf der es erlaubt ist, vom Adel zu seyn. Geht in den Krieg, verwaltet die Justiz, werdet Sekretairs eurer Könige sogar;

und eure Adelsbriefe und andere Diplomen laßt stille im Kuffer sitzen, wo weiland das Geld saß, das sie euch gekostet haben. Aber seyd versichert, daß in den Künsten, in der Litteratur, der allgemeine Ruf das schönste Diplom ist.

So viel Ansehn giebt der Besitz einer Grafschaft nicht, als der blosse Name eines berühmten Mannes; zumal, wenn dieser Ruhm nicht durch Ränke errungen, und nicht durch heimliche Schliche herabgewürdigt ist.

Der Jude und der Bauer.

Auf einem Schiffe, das scheitern wollte, war ein Jude, welcher einem Bauer, der den Mastbaum hinan klimmte, bat, sich an seinen Fuß anhängen zu dürfen. Dieser erlaubte es, und er, und der Jude, und alle andere auf dem Schiffe wurden gerettet. Der Jude versprach seinem Erretter Erkenntlichkeit. Reise hin in Gottes Namen,

sagte

sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß. Danke Gott, der uns erlöset hat vom Tode. Nach zwey Jahren schickte der Jude dem Bauer fünfzig Dukaten, und Zeuge zu Kleidern für ihn, seine Frau und seine Kinder. Der Bauer rief, als ihm der Amtmann den Brief des Juden vorlas, laut aus: Mein Gott! das bin ich nicht werth, für ein bis'chen Bummeln am Bein! O Gott segne ihn und mache alle Juden selig. Endlich nahm er alle Geschenke. Der Jud schickte ihm von Jahr zu Jahr etwas. Wer hatte die wahre Religion? Beyde.

Griechenland.

Frauenzimmer. Geistliche. Gelehrte.

Der Graf Choiseul-Gouffier, der Griechenland durchgereiset ist, und es mit einem aufmerksamen Auge und unpartheyisch betrachtet hat, giebt uns von dem jetzigen Zustan-

de eine vortrefliche Beschreibung. Ehe man auf die Stelle kömmt, die in der Rubrick angezeigt ist, kann man sich einer Betrachtung, die mir sehr auffallend zu seyn scheint, nicht entschlagen.

Wenn man, es sey in Person, oder in Büchern, dieses Griechenland, das ehemals so berühmt und mit den Werken der Kunst, des Geschmacks, und der Gelehrsamkeit ganz angefüllet war, durchreiset, und es jetzt von Trümmern, und Schutthaufen bedeckt sieht, so kann man sich des Seufzens und des Unwillens gegen die jetzigen Besitzer kaum enthalten. Man schreyet, die Türken sind Barbaren und wilde Menschen; ihre Dummheit hat mit den Künsten und Wissenschaften Krieg geführt. Es scheint, daß die Erde kein Beyspiel einer so skandalösen Verheerung mehr aufzuweisen habe. Wenn wir indessen auf uns selbst die Augen richten, und gegen uns nicht Maulwürfe und gegen andere Luchse seyn wollen, so dürfen wir nicht bloß von den Trümmern

Delos und Pyrena reden. Müßen wir nicht gestehen, daß wir mehr die Menschlichkeit als die Barbarey zu beweinen Ursache haben?

Wenn Nicomedien, Apamea, Corinth, Athen in Steinhaufen verwandelt sind; wenn der Marmor, der sie zierte, jetzt in bloße mit Moose bewachsene Haufen zusammen gefallen ist, so frage ich, ob es unsere Vorfahren in Rom, die Vandalen, Gothen und Hunnen, besser gemacht haben? Wenn ein Pascha von Morea seiner Sultannin ein Kiosque bauen will, so läßt er abgebrochene Stücke von den Säulen holen, worauf Aspasia den Sokrates und Alcibiades empfieng. Das ist freylich zu bedauern. Aber hat man nicht aus den warmen Bädern eines großen Kaisers in Paris einen Pferdestall gebauet? Ist der Triumphbogen eines großen Generals in Oranien nicht so tief unter der Erde vergraben, daß man ihn statt für einen Triumphbogen, für einen Steinhaufen ansieht? Man kann in

Frankreich nicht viele Schritte mit Sicherheit thun, ohne auf ein altes Kunststück zu treten. (*) Worinn sind also die Türken strafbarer, als wir?

Sind Italien und Sicilien durch die Hände der Christen etwa besser, als Natolien erhalten worden? Keinesweges; der zurückgebliebene Schutt scheint blos deshalb von der Zeit aufbehalten zu werden, damit wir zu unserer Betrübniß daraus auf die Grösse und Pracht der verwüsteten Städte schliessen sollen. Wir finden nicht mehr den Tempel des Apollo zu Delos, und der Diana zu Ephesus; so wenig, wie wir wissen, wo Lucullus Gärten gelegen gewesen. Das Kapitol ist ein neues Gebäude, und das Pantheon und die Obelisken, auf welche noch jetzt Rom stolz ist, machen die Barbarey, die sie verstimmelt hat, nur noch empfindlicher.

Man

(*) Man weis die Geschichte Karls des IX.

Man thut den Türken unrecht, wenn man ihnen die Verheerung beymisset. Zu der Zeit, da diese unwiderstehliche Eroberer die Ueberbleibsel des griechischen Reichs verschlungen haben, waren die Provinzen schon lange verheeret. Die Gothen, die Hunnen, und vorzüglich die Christen mit ihren Kreuzzügen waren es, die so barbarisch mit den Künsten umgegangen sind. Man sah nur den Leichnam von Griechenland, als die Vorsehung den Erben des Omar das Vaterland des Likurgus, Thales, Sokrates, ꝛc. ꝛc. in Besitz gab. Sie haben es nicht verbessert; das ist ihr ganzer Fehler, und wir, die wir noch viel schuldiger sind, dürfen ihnen nicht solchen vorwerfen.

Diese Ueberbleibsel hat uns der Verfasser vor Augen gestellt. Der erste Band ist aus Trümmern zusammengesetzt. Es ist ein Bild des Todes. Im zweyten Bande aber beschreibt er uns Konstantinopel mit seinen Perspektiven, öffentlichen Plätzen, Moscheen, Häfen, Seraillen, ꝛc. ꝛc.

Die

Die Sitten, die Gebräuche, die Moden, ꝛc. machen einen beträchtlichen Theil dieses Werkes aus. Das Wort Grieche erinnert uns an die Annehmlichkeiten von allerley Art. Die Natur ist im Archipelagus nicht so ausgeartet, wie die Künste. Die Grazien, die in der ganzen Gestalt der Taille, und den Geberden der Frauenzimmer verbreitet sind, machen es gar leicht glaublich, daß man über die Apelles und Venus zu erstaunen nicht Ursache gehabt habe. Es ist unmöglich, dem Auge ein reitzenderes Bild vorzulegen, als das, was der Verfasser von dem Frauenzimmer auf der Insel Tine gezeichnet, und in Kupfer hat stechen lassen.

„Die Frauenzimmer auf der Insel Tine, sagt er, sind alle vollkommen proportionirt, und haben eine sehr piquante Physiognomie, die oft die Schönheit supplirt, immer aber ihr etwas hinzufügt. Die wollüstigste Tracht bedeckt ihre Reitze, ohne sie zu verbergen.

Der Handel und die Industrie verbreiten auf dieser Insel eine allgemeine Fertigkeit des Geistes, und eine Art von Gleichheit, die, ohne die Klassen der Bürger in Unordnung zu bringen, diese verhindern, sich zu verderben, und jene, sich zu erniedrigen. Die Frauenzimmer, welche unter einem andern Himmelsstriche glauben, daß ihr Reichthum und ihre Geburten ihre Faulheit gutheisset, halten es hier nicht für unanständig, sich um die Haushaltung zu bekümmern, und ihren Kindern mit Vergnügen die Kleider zu machen.

Wenn die Hitze nachlasset, und die Sonne beym Untergehn noch ihre Arbeit bescheinen kann, ohne ihren Reizen zu schaden, gehen sie aus ihren Häusern, setzen sich vor ihren Thüren, spinnen ihre Seide, und winden sie ab, stricken, oder bereiten Maulbeerblätter, mittlerweile die alte Mutter Histörchen erzählt, die durch die Lieder der jungen Mädchen gar oft unterbrochen werden.

„ Als

„ Als der Graf Choiseul ankam, fand er den Bischof in seinen Amtsgeschäften. Noch nicht lange zur Bischofswürde erhoben, kannte er dennoch alle Pflichten derselben. Als er vom Altare herunter kam, nahm er mich, sagt der Graf, bey der Hand, und stellte mich in aller priesterlicher Pracht neben sich. Die Simplicität hatte er für das Innere seines Hauses aufbewahrt: alles war seiner Bescheidenheit und seinem geringen Gehalt angemessen. (*)

„ Das Mittagbrod ward durch seine Schwester angerichtet. Sein Hausgesinde war nicht zahlreich; aber das geistliche Regiment verwaltete er mit aller Genauigkeit. Der Pfarrer war sein Haushofmeister, und sein fetter Bauch machte ihn dieses Amts würdig. Der Diakonus, einen Teller unterm Arm, stand hinter meinem Stuhl. Der Unterdiakours

(*) Er hatte kaum jährlich 1200. Livres einzunehmen.

konus war mein Reisgefährte gewesen. Ich wurde von ihrer Aufmerksamkeit, die sie bey Tische beobachteten, eben so sehr, wie von ihrer Devotion beym Dienste des Altars erbauet.„

„Durch den doppelten Dienst, den ich sie so gut erfüllen gesehen hatte, glaubte ich ihre Talente erschöpft zu haben: allein sie säumten nicht, mir ein neues kennen zu lehren, welches ich nicht vermuthete. Ich hatte Lust, einen Spaziergang bis tief in die Insel vorzunehmen. Der Bischof wollte mich selbst begleiten. Der Diakonus, der immer sehr gefällig war, brachte mir einen kleinen gesattelten Maulesel, hielt mir den Steigbügel, und trieb den Esel selbst fort. Der Bischof merkte meine Verwirrung, und glaubte mir wieder Muth zu machen, indem er sagte, daß diese rauhe Subordination ein Gebrauch der ersten Kirche wäre, den man nicht genug beybehalten könnte.“

Sollte man sich nicht in den Zeiten des glücklichen Alters zu seyn dünken; so viele

Gast-

Gastfreundschaft bey so grosser Armuth, eine so ehrwürdige Polizey, und so wenige Zwangsmittel — kündigen die nicht ganz bewundernswürdige Sitten an? Würden unsere wohl bey einer Vergleichung gewinnen?

Wenn das schöne Geschlecht auf der Insel Tine durch seine Artigkeit und ungezwungenes Wesen unsern Kaufleuten Muster zu Moden geben kann, so muß man sich wundern, daß in *Argentiera*, ehemals *Cymelis*, es sich ganz anders verhalte. Man muß das Gemälde sehn, was der Verfasser von den Frauenzimmern dieser Insel gemacht hat.

„ Ihre Kleidung ist unbeschreiblich lächerlich. Sie besteht in einigen Ellen schmutzigen Leinewand. Ihr Appetitsröckchen, ein sehr kurzes Hemde, mit einer rothen Kante, macht, daß man ihre ganzen Schenkel sehen kann, deren ausserordentliche Dicke in ihren Augen die größte Schönheit ist. Die, welchen die Natur diese Annehmlichkeit versaget hat, suchen solche durch drey oder vier Paar

Strüm-

Strümpfe zu ersetzen. Und weil die Schenkel allenthalben gleich stark seyn müssen, so treiben sie die Koquetterie bis ans Knie hinauf ꝛc.

Was unser Verfasser von den Frauenzimmern in Naxia sagt, übertrifft dieses alles noch sehr weit.

Wenn der Graf von der Insel Lemnos redet, so lehrt er uns einen Zug, der so etwas eigenes hat, das man ihn allen Raritäten, womit die Insel angefüllet werden könnte, vorziehen wird; dies ist das litterarische System eines gelehrten Neapolitaners, nach welchem Homer niemals existirt hat. Homer ist der Titel eines Buchs, und nicht der Name eines Menschen. Die Iliade und Odysse sind nicht Gedichte von wirklichen Personen; sondern die von den Priestern der Stadt Sivis in Lukanien verfaßte heilige symbolische Bücher. Die Achills, die Agamemnons, die Diomedes, die Hectors, die Paris, die Helenen, sind Sinnbilder eines unterirrdischen Feuers, das Tro-

ja zerstöhrte, nachdem es Griechenland in die Asche gelegt hatte.

Man kann zwar nicht sehr leicht die Aehnlichkeit der schönen Andromache mit einem Vulkan einsehen; aber Herr Cirio, Saveiro, Minervino, wird uns das alles ohne Widerrede zeigen und beweisen. Was folgt aus seinem ganzen System? daß die Mode allenthalben zu Hause gehöre, sowohl in der Litteratur als auch anderwärts. Itzt ist es Mode, allenthalben Vulkane und unterirrdische Feuer zu entdecken; und man kann in Wahrheit dieses Modesystem durch nichts besser in Umlauf bringen, und signalisiren, als durch das System des Herrn Cirio, Saveiro, Minervino.

Der Kaiser und Voltaire. — —

Der Kaiser und der König von Schweden begaben sich zu gleicher Zeit auf Reisen, und kamen auch zugleich wieder in ihre Länder zurück. Der erste dieser Prinzen gieng

durch

durch Genev. Leute, die sich für die Ehre des Eremiten zu Ferney sehr interessirten, hörten mit vielen Mißvergnügen, daß seine Wohnung mit der Gegenwart des gekrönten Reisenden nicht beehret worden wäre. Es scheint, als wenn diese Verweigerung der Ehre gar sehr aufgefallen wäre. Man hat uns geschrieben, daß der Postillion, der den Monarchen fuhr, da er auf eine Anhöhe kam, wo man das Schloß des Philosophen sehen konnte, zu verschiedenenmalen wiederholt habe, da liegt Ferney; jedoch ohne die geringste Neugierde bey dem Grafen von Falkenstein zu merken.

Man fügt noch hinzu, daß sich Voltaire gerade an den Grafen gewendet, und ihn gebeten, seine Einsiedlerey zu besuchen, daß er aber eine harte Antwort erhalten habe. Allein diese Anekdote ist nicht wahrscheinlich, sie streitet mit der Gütigkeit des Souverains. Aber das ist leider ausgemacht, daß der Trajan der Deutschen den Sophokles der Franzosen nicht gesehen hat.

Es ist Schade, daß eine Ursache, sie mag seyn, welche sie will, dem Kaiser das Schauspiel entzog, das ihm die Colonie des Patriarchen der Litteratur aufgeführt haben würde. Einen Gelehrten, als einen Erbauer einer Stadt zu sehn, die mit allen Künsten, die die Einwohner glücklich machen können, prangt, und alle Bürger nährt, ist wirklich eine sehr interessante Sache. Homer, Virgil, Euripides und Korneille, haben schöne Gedichte verfaßt. Tacitus hat eine schöne Geschichte geschrieben: allein so viele Talente, so grosse und verschiedene Kenntnisse in einer Person beysammen, setzen die Leser in Verwunderung und Erstaunen. Die Allgemeinheit seines Genies umfaßte alle Gattungen. Alle grosse Männer des Alterthums schränkten sich bloß auf eins von ihren Talenten ein. Aristoteles und Plato waren Philosophen; Eschynes und Demosthenes, Redner, Homer, epischer Dichter, Thucydides, Xenophon und Tacitus, Geschichtschreiber, und so alle miteinander, bis auf

den

den Cicero. Dieser war der einzige Mann, der mit der größten Beredsamkeit ein tiefes Studium der Philosophie verband, der sogar Dichter war. Dies ist der einzige, den wir in einem Zeitraum von 1700. Jahren mit Voltaire'n vergleichen können. Aber das hat er vor allen voraus, daß er auf seine eigene Kosten eine Stadt erbauet hat, da alle andere sich nur durch Schriften bekannt machen konnten.

Des Kaisers Besuch bey Haller'n.

Auszug eines Briefes aus Wien vom dreyßigsten Januar 1779.

Der Kaiser kam bey der Rückreise aus Frankreich den siebenzehnten Julius 1777. nach Bern, und gieng an eben diesem Mittag mit dem Grafen Johann Phil. Cobenzl, dem Gesandten zu London, Grafen Ludwig von Belgiojoso, und dem Feldmarschallieu-

tenant, Grafen Joseph Coloredo in das Hallersche Haus. (*)

Haller, niedergedrückt von Alter und Krankheit, lebte gleich bey Josephs Anblick auf. Er hatte Gegenwart des Geistes, Stärke und Heiterkeit, und erweckte durch seine lebhafte Unterhaltung bey dem Monarchen eben so viel Verwunderung, als Vergnügen. Haller sprach zu erst, und sagte: „ Gnädiger Herr, Sie erweisen einem sterbenden Greise

(*) Der Besitzer dieses Hauses, ein Mann von Geist und Geschmack, Herr von Sinner ließ neulich in demselben ein Denkmal mit folgender Inschrift setzen:

Memoriæ. Alberti. Halleri.
Doctrina. Et. Ingenio.
Nulli. Mortalium. Sui. Aeui. Secundi.
Quem. In. Hac. Domo. Inter. Morbos.
Et. Studia. Vitam. Degentem.
Josephus. Caesar. Augustus. Adiit.
Nunc. Fatis. Abreptum.
Lugent. Amici. Patria. Musæ.
Obiit. A. V. C. DCLXXXVI.
Aetat. LXX.

Greise zu viel Ehre.“ Der Kaiser, der ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben sah, fragte gleich, „ob ihn die Arbeit nicht zu sehr ermüde?“ Haller erwiderte, „die Arbeit sey sein einziges Labsal; dadurch allein vergesse er zuweilen seine Gebrechen.“ Dichten sie noch? fuhr der Kaiser fort. „Das war meine Jugendsünde,“ antwortete Haller; „Herr von Voltaire allein macht Verse im achtzigsten Jahr.“

Nun wandte sich das Gespräch auf medicinische Gegenstände, auf praktische Fälle, auf van Swieten und de Haen. Haller war sehr gerecht gegen die Verdienste dieser großen Männer, vergaß aber doch nicht ganz seine mit denselben gehabten Streitigkeiten. Darauf kam der Kaiser auf Göttingen, auf die dortige Societät der Wissenschaften, und ihre Einrichtung, endlich auf den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt, und zu letzt auf einige deutsche Gelehrte. Haller sprach von diesen Gelehrten mit vieler Billigkeit, auch mit Nachsicht, wo es nöthig war, und

von sich selbst mit der größten Bescheidenheit, indes der Kaiser sich immer gegen ihn auf die liebreichste und leutseligste Art ausdrückte.

Dieser merkwürdige Besuch dauerte eine Stunde. Den Eindruck, den er bey dem Monarchen und seiner Gesellschaft zurück ließ, war ausserordentlich, durch die vollkommenste Achtung für Haller'n, und das unauslöschlichste Andenken. Hievon hatte ich selbst zwey Tage nachher die Ehre, in Basel ein Zeuge zu seyn. Seine Majestät sprachen von Hallern mit dem lebhaftesten Vergnügen, schätzten den Anlaß, ihn gesehen zu haben, und sagten oft: „Ja — das ist ein Mann! Wie wenige sprechen mit einer so männlichen Beredsamkeit und mit so vieler Würde; wie wenige hab ich gekannt, bey denen ich so ganz den großen Mann sah, und den Mann voll Rechtschaffenheit; wie wenige so geistvoll in Bildung, Stimme, Geberde und Ausdruck! Nie werde ich diese interessante Stunde vergessen. Wie Schade, daß

der Verlust dieses großen Mannes so nahe ist.“

Bald nachher, den zwanzigsten September, kam ich in Bern zu dem Herrn von Haller. Er war sehr schwach, und doch noch ganz in der Arbeit. Ich erzählte ihm die liebevollen Worte des Monarchen, die ich so glücklich gewesen war, selbst zu hören. Haller war gleich wieder lebhaft und schien gerührt. „Ich gehöre kaum mehr zu dieser Welt,“ sagte er, wenige Dinge haben für mich noch Reitz und Werth; aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so rechtschaffenen Herrschers über viele Völker, die er glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgültig seyn. Ich liebe den Kaiser aus dem Grunde meines Herzens, und verehre seine Denkungsart, am Rande meines Grabes.“

—o()o—

Voltaire's

christliches und seliges Ende. Für die unbärtigen Philosophen, welche die Religion angreifen.

Während daß sich die philosophische Zunft gegen den christlichen Glauben erhebt, und nichts wenigers im Sinne hat, als diesen mit Gewalt aus den Herzen der Menschen zu reissen, erleidet sie einen beträchtlichen Verlust. Sie sieht, daß ein sehr mächtiger Aliirter, dessen Freundschaft sie bloß durch Niederträchtigkeiten erlangt, und erhalten hatte, zur andern Seite übertritt. Man weis, wie sehr die sogenannten Philosophen dem Herrn von Voltaire geschmeichelt haben. Sie hatten Mittel gefunden, ihn zu überreden, daß die Verbindung mit ihnen zu seinem Ruhm nothwendig wäre, und daß er einen Theil seiner Größe verlieren würde, wenn er sie nicht als beständige Praler beybehielte. Diesem

zu

zu Folge hat er sich geschonnet, und selbst, nach hergebrachtem Gebrauch, ihnen einen Theil des Weihrauchs, den sie ihm zusandten, zurückgeschickt.

Man ist von ihm Briefe zu sehen, sehr erstaunt, in welchen er die Herren d'Alembert, und Marmontel in die erste Reihe der vorzüglichen Schriftsteller unsers Jahrhunderts setzt, und worinn er zum Herrn Thomas sagt: „Die Sitten unsers Jahrhunderts haben sich gewaltig geändert; und Sie sind es, denen die Nachkommen deshalb verbindlich bleiben.“

Als er nach Paris kam, waren sie am meisten besorgt, ihm ihre Aufwartung zu machen. Sie trugen zu der Katastrophe, die uneigennützige Leute vorher sahen, ungemein viel bey. Die, welche, Voltaire's großes Genie schätzten, waren mehr nach seinem Umgang, als dem kleinen Triumph ihrer persönlichen Eitelkeit, begierig. Sie begnügten sich, seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine vorgegebenen

Freun-

Freunde aber waren weniger diskret; sie opferten den Gegenstand ihres Eifers dem kindischen Hochmuth auf, sagen zu können: „Ich habe ihn gesehn, er hat mit mir geredet.“

Die Beschwerlichkeit der sich beständig ablösenden Visiten, die auf die beschwerliche Reise folgten, und die Anstrengung des Kopfs, brachte das Blut dieses berühmten Greises dergestalt in Wallung, daß er einen Blutsturz bekam: Das Mittel wider diese Krankheit ist eine Ursache der Schwäche mehr; im vier und achtzigsten Jahre mußte dieser Zufall lebhafte Unruhen hervor bringen.

Indem sich die zeitlichen Mittel vervielfältigen, forderte der Kranke selbst die Geistlichen. Man schrieb dazumal, er hätte sich einen Kapuziner zum Beichtvater ausgebetten, der noch drey Jahre älter wäre, als er. Der Prediger an der St. Sulpice-Kirche wurde gerufen. In dieses Mannes Gegenwart erklärte Herr von Voltaire ohne alle Zurückhaltung, daß er den festen Vorsatz gefasset

hätte,

hätte, in der katholisch-apostolisch-römischen Religion zu leben und zu sterben. Diese Akte ist von zweyen Zeugen unterzeichnet, die den freyen Willen des Kranken bekannten. Hier ist die Deklaration originaliter.

Je soussigné declare qu'étant attaqué depuis quatre jours d'un vomissement de sang à l'age de 84 ans, & n'ajant pu me trainer à l'Eglise M. le Curé de St. Sulpice, ayant bien voulu ajouter à ses bonnes oeuvres, celle de m'envoyer *Mr. l'Abbé Gaultier* Pretre, je me suis confessé à lui, & si Dieu dispose de moi, je meurs dans la sainte religion Catholique, ou je suis né, esperant de la misericorde divine qu'elle daignera pardonner toutes mes fautes, & que si j'avois jamais scandalisé l'eglise, j'en demende pardon à Dieu & à elle, en presence de *Mr. l'Abbé Mignot* mon neveu, & de *Mr. Marquis de Villevielle* mon ami.

Signé *de Voltaire*, Gentilhomme de la chambre &c.

Man

Man erinnert sich freylich, daß diese Entschliessung von seiner Seite nicht neu ist: einige Jahre vorher hatte er ein gleiches Glaubensbekenntniß abgelegt, wovon selbst Abschriften in der Welt herumgegangen sind; aber als er wieder gesund geworden war, fieng man vom neuen an, an seinen Glauben zu zweifeln. Itzt ist das vorbey. Welche Erklärung man auch von dieser Begebenheit machen will; was für eine Auslegung man auch von dem Grunde der Handlung geben mag, so bleibt sie doch immer ein Beweis, daß es einen Zeitpunkt giebt, wo man sich der philosophischen Freyheit entsagen muß.

Warum will man also sein Leben mit Skandalen zubringen, die bey der Herannahung der letzten Augenblicke, entweder Gewissenbisse, oder doch wenigstens die Schaam einer Zurücknehmung hervorbringen müssen? Selbst, wenn man voraussetzt, daß diese Bekehrung unscheinbar, daß sie, wie man einigemal gesagt hat, bloß ein Opfer für die Vorurtheile, und der Politik gewesen ist; —

so ist doch immer die Frage, ob ein kluger Mann vierzig Jahre verlieren müsse, um Meinungen Kredit zu schaffen, von denen er selbst weis, daß einmal eine Zeit kommen wird, wo er verpflichtet ist, zu scheinen, als wenn er sie bereue. Es ist traurig, in diesem Augenblicke das Gegentheil von dem zu denken, was man bis dahin gesagt hat, oder das Gegentheil von dem zu sagen, was man denkt. Ein Widerruf ist schmerzhaft; eine Lüge erniedrigend. Es scheint mir, daß, wenn man das Unglück hat, von den Wahrheiten der Religion nicht überredet zu seyn, es besser ist, darüber ein kluges Stillschweigen zu beobachten, so lange man sich wohl befindet, als auf dem Sterbebette einer verwegenen Laufbahn durch einen schändlichen und verzweifelten Widerruf, wenn er aufrichtig ist, und weniger Ehre bringenden, wenn er es nicht ist, ein Ziel zu setzen.

Meine Meinung ist es gewiß nicht, den Herrn von Voltaire herunter zu setzen. Meine Bewunderung seiner Talente gleicht der

Ehr-

Ehrerbietigkeit gegen seine Person; allein er ist gerade der Mann, dessen Beyspiel Gewicht hat, und das man in seiner ganzen Stärke gebrauchen muß.

Die Gesellschaft ist voll von schwachen Köpfen, deren Betragen durch äussere Antriebe bestimmt sind. Unsere heutige Fanatiker in der Philosophie und in dem Unglauben, würden vor dreyhundert Jahren eben so schwärmerisch im Aberglauben gewesen seyn. Diese gefährliche Koppelhunde wissen niemals etwas recht zu schätzen; immer Sklaven eines blinden Instinkts zerreissen sie die furchtsamen Thiere; es sey nun, daß sie es auf das Zuruffen des Aktäon thun, oder daß nach einiger ausgestandenen Metamorphose er es selbst ist, den sie anfallen.

Da diese sonderbaren Köpfe eine so große Anzahl in der Gesellschaft ausmachen; so sollten die seltenen Männer, denen die Natur diese Talente anvertrauet hat, über sie zu herrschen, viel behutsamer seyn, zu verfahren. Wenn diese erhabenen Genies nur ein wenig

nachdenken, was die vorgegebene Veränderung der Meinungen, die sie einführen wollen, für wenig Gutes hervorbringt; so kann der Name davon ihnen unmöglich schmeichelhaft seyn. Und wenn sie an die unvermeidbare Abschwörung gedenken, durch welche sie einmal von dieser Lehre, die sie vergeblich zu vertilgen gesucht haben, es sey nun, daß sie es mit Ueberzeigung thun, oder nicht, ein öffentliches Bekenntniß ablegen müssen — werden sie nicht höchst unruhig darüber seyn? Was ist das für eine Revolution, die der Urheber selbst mißbilligt, und was für ein Triumph, gegen den er protestiren muß?

Es ist hier nur die Rede von denen, die bis ans Ende halsstärrig sind. Die, welche sich ändern, und wirklich Gewissensbisse empfinden, sind noch unglücklicher. Ihre Lage zu beschreiben, sind die Ausdrücke zu schwach, und die Sprache zu arm.

—o—o—

Ein gelehrter Kunstgriff.

Einer von den Gesellschaftern des Herrn Freron hat eine beissende, aber gerechte Kritik über den Diskours des Abts Millot gemacht. Die Nothwendigkeit, die Ehre eines neuen Kameraden zu retten, war der Vorwand, dessen man sich bediente, um einer ähnlichen Züchtigung zu entgehn.

Man hat die ganze Gesellschaft in Bewegung gesetzt, die allergeringsten von der Parthey hat man aufgebothen, um eine solche Schrift zu unterdrücken, und dennoch hat man nicht reußirt. Was hat man also zu thun gehabt?

Man wußte, daß der Verfasser eine Schwester hatte, die in einem sehr ansehnlichen Hause Kammerfrau war, und deren Gebieterinn man regierte. Die Kammerfrau kam in Ungnade, und man trug Sorge dafür, daß ihr die Ursache derselben bekannt gemacht wurde.

Man sagte zu ihr, „ wenn ihr Bruder den Herrn d'Alembert und seine Prose loben wollte, so würde sie in ihre vorige Stelle gesetzt werden, und ihr Bruder würde die seinige erhalten: (er war Professor bey der Universität); sollte aber dieses nicht geschehn, so wäre ihre Stelle auf immer verlohren, und er liefe wegen der seinigen grosse Gefahr. “

Die Schwester, welche schon ihr gegenwärtiges Unglück zu ertragen, allen ihren Muth gebraucht hatte, wurde ausser aller Fassung gesetzt, da man ihr ihr künftiges Unglück vorher verkündigte. Sie lief zu ihrem Bruder, um mit ihm ihren Schmerz und ihre Furcht zu theilen; und dieser ließ sich bewegen. Er tünkte seine Feder in die Thränen seiner Schwester, und schrieb statt einer gründlichen Kritik, woran er schon ein gut Stück gemacht hatte, eine Lobrede.

Einer, der diesen wetterwendischen Mann kannte, stellte ihn darüber zu Rede. Er antwortete aber: wollen Sie, daß meine

Schwester ihr Brod verliere? So erwirbt man sich Lob.

Das, was die Philosophen andächtig nennen, ist eben so viel, als was wir Heucheley und Tartüfferey heissen. Weiter hat man diese Andächteley oder Tartüfferey wohl niemals getrieben?

Man spricht viel von den Briefen, die einen Verweis enthalten, und mit dem königlichen Siegel versehen sind; eine Erfindung, die denjenigen, denen sie eingehändigt werden, nicht angenehm ist: allein sie sind mit diesem mörderischen und gegen alle Empfindung tauben Despotismus in keine Vergleichung zu setzen, der unter der Erde, wie ein Maulwurf, da, wo ehrliche und rechtschaffene Menschen gehen, Höhlungen macht, worein man, ohne es verhindern zu können, fallen muß; — der da zerschlägt, ohne die Hand sehen zu lassen, durch welche der Streich geschieht; — der, da er sich den schändlichsten Personen ergiebt, und sich die allerniedrigsten Rache erlaubt, — noch Mit-

tel findet, die Ehre, die nur das Verdienst begleitet, und die Belohnungen, die der Tugend folgen, an sich zu reissen.

Und das dauert schon dreyßig Jahre. Seit dreyßig Jahren besetzt er die ledigen Stellen, und schaltet über Ehre und Schande nach seinem Belieben; — seit dreyßig Jahren hat er der Litteratur und der Gesellschaft unumschränkte Beherrscher vorgesetzt. Usquequo, Domine, usquequo?

Ueber die Belohnungen.

Die Belohnungen sind von zwoen Arten, sagt Herr d'Alembert in einem Werkchen, das er Anfangsgründe der Philosophie betitelt; Reichthümer und Ehrenstellen. Die Reichthümer gehören denjenigen, welche den Staat bereichert haben, die Ehrenstellen denjenigen, welche ihm Ehre gemacht haben. Möchten die Bürger, welche sich beklagen, daß sie in der Armuth, oder in der Dun-

kelheit leben, diese Regel erwägen, und dann ihre eigene Richter seyn.

So ganz richtig ist die Regel wohl nicht; so lange man Beyspiele aufweisen kann, daß die Reichthümer denen zu Theile werden, die den Staat arm gemacht, und die Ehrenstellen denjenigen, die ihn entehret haben. Man macht die Anmerkung, Herr d'Alembert hätte, da er dieses schrieb, bedenken sollen, in wessen Händen sind die Reichthümer, und in wessen Gewalt stehen die Ehrenstellen? Wie erwirbt man um mich her diese, und wer vergiebt die andern?

Der Rath eines Predigers.

Ueber den unglücklichen Fortgang der Philosophie seufze ich so sehr, als Sie, meine Herren Amtsbrüder. Die Obrigkeiten, und die Prinzen denken selbst; — wir sind verlohren. Engelland hat insonderheit durch seine unglücklichen Entdeckungen über das Licht und über die Schwere Europa

pa verdorben. Die Menschen kommen nach und nach, ohne daß sie es merken, zu der Verwegenheit, nichts zu glauben, was nicht vernünftig ist; und auf unsere herrlichsten Erfindungen antworten sie uns:

Quodcunque ostendis mihi, ne incredulus odi.

Ich habe vor einiger Zeit, zwar nicht ohne Bitterkeit meines Herzens, und ohne Verdruß, der Ursache des Hasses nachgedacht, den so viele Leute aus allen Ständen, Alter und Geschlecht so offenbar und öffentlich gegen unsers Gleichen hegen. — Vielleicht sind unsere Uneinigkeiten Schuld daran; vieleicht müßen wir sie der wenigen Behuthsamkeit gewisser Personen zuschreiben, die die Menschen, statt zu gewinnen, aufrührisch gemacht haben. Wir haben die Weisen angegriffen und verspottet, so wie die Lutheraner die Kalvinisten angreiffen, und die Kalvinisten, die die englische Kirche lästern, und die englische Kirche die Puritaner verspottet, und diese die Qua-

cker durchziehn — alle aber gegen die römische Kirche, und die römische Kirche wider alle.

Wenn wir mässiger gewesen wären; so bin ich überzeigt, daß man sich nicht so sehr gegen uns aufgelehnt haben würde. Lasset uns nicht auf die böse seyn, die ungerechter Weise den Grund eines Gebäudes angreiffen, das wir selbst demoliren, und wovon wir alle Steine nehmen, sie uns untereinander gegen den Kopf zu werfen.

Ich glaube, das einzige Mittel unsere Feinde mit uns auszusöhnen, würde seyn, wenn wir ihnen nichts als Liebe und Bescheidenheit zeigeten; aber wir fangen es ganz unrecht an, wir werfen gleich mit den Namen, kleine Geister, ruchlose Leute, verderbte Herzen ꝛc. um uns; wir zwingen ihre Eigenliebe, sich gegen uns beständig in den Waffen zu üben. Würde es nicht weiser und nützlicher seyn, sanftmüthig zu seyn, um zum Zweke zu kommen?

Von einer Seite sagen wir ihnen, daß unsere Meinungen so klar sind, daß man närrisch seyn muß, um sie zu läugnen; von der andern Seite schreyen wir ihnen zu, daß sie so dunkel sind, daß man von der Vernunft in Untersuchung derselben keinen Gebrauch machen kann. Wie kann man aber wohl verlangen, daß sie durch diese beyde widersprechende Sätze verwirrt und irre gemacht werden.

Eine jede unserer Sekten verlangt den Titel einer Allgemeinen; was sollen wir aber äntworten, wenn unsere Gegner eine Landkarte nehmen, und mit dem Finger den kleinen Punkt der Erde bedecken, wo unsere Sekte eingeschlossen ist?

Wir wollen ihnen lieber zeigen, daß sie verdiente, allgemein zu seyn, wenn wir weise wären; wir wollen sie nicht damit aufbringen, daß wir sagen, daß nur bey uns eine Frömmigkeit statt finde. Das ist es eben, was den Gelehrten von jeher am meisten einen Eckel verursacht hat; sie werden nim-

mermehr zugeben, daß Konfucius, Pythagoras, Zaleukus, Plato, Kato, Scipio, Cicero, Trajan, die Antoninen, Epicktet, und so viele andere keine Tugend gehabt haben; sie werden uns vorwerfen, daß wir durch diese Behauptung die Menschen aller Zeiten und aller Orten auf die schändlichste Weise verläumden.

Der Anabaptist, dessen Hände vom Blut rauchen, würde er es nicht gut aufgenommen haben, wenn man ihm während der Belagerung von Münster gesagt hätte, daß nur allein bey ihm eine wahre Frömmigkeit statt finden könne? Sollte der Kalvinist, da er den Herzog von Guise umbrachte, nicht eben das gesagt, und der Papiste, da er am Tage des heiligen Bartholomäus die Glocke zog, das nämliche gedacht haben? Paltrot, Clement, Chatec, Ravaillac, der Jesuit Tellier, waren sehr andächtig, allein im Ernste davon geredet, so wird wohl ein jeder ehrlicher Mann auf die Frömmigkeit des *la Motte le Vayer*, des

Gassendi, des Locke, des Bayle, des Deskartes, und vieler hundert anderer großer Männer, mehr halten, als auf die Andächteley dieser Leute. Wir wollen uns also der Beweise, die man so leicht gegen uns zurück schieben kann, nicht weiter bedienen. Der Pater Lanaja sagte, keine Vernunft; und ich sage, kein Streit, keine Grobheit.

Man sagt, daß wir uns ehemals durch unsern Ehrgeitz so weit zu Haß, Geitz und Rache haben hinreissen lassen, daß wir die Staaten in Unordnung gebracht; — daß wir selbst den Souverainen ihre ihnen von Rechtswegen zustehende Gewalt bestritten; daß wir Strömme von Blut bloß um unserer Zänkerey willen vergossen haben. Lassen Sie uns, meine Brüder, nicht wieder in diese Ausschweifung fallen. Lassen Sie uns darinn übereinkommen, daß die Kirche im Staat, und nicht der Staat in der Kirche ist. Lassen Sie uns unsern Fürsten eben so Gehorsam, wie seine übrigen Unter-

ter-

terthanen bezeugen. Unsere Abscheulichkeiten haben uns mehr Feinde, als unsere Lehren zugezogen. Man wirft sich in keinem Orte in der Welt wider die Gesetze, und wider die Obrigkeit auf. Wenn man sich aber von alten Zeiten her gegen uns aufgelehnt hat, so möchte ich doch wissen, wo der Fehler stecke.

Die Bescheidenheit, das Stillschweigen, und das Gebet sollten *allein* unsere Waffen seyn.

Die Gelehrten glauben gewiße Sätze nicht; (wir zum Theil auch nicht mehr;) Werden Sie sie wohl mehr glauben, wenn wir sie dazu zwingen wollen? Die Chineser, Japaner, Siamer, Perser, Türken, und Tatarn glauben alle nicht an uns: wollen wir uns deshalb aufmachen, und diese Leute als Stöhrer der gemeinen Sicherheit, als schlechte Bürger, und als Feinde Gottes und der Menschen behandeln? Warum injuriren wir nicht diese Nationen, sondern verfolgen vielmehr einen Deutschen

oder

oder einen Engelländer, der nicht so denkt, wie wir? Warum zittern wir vor einem Souverain, der uns verachtet, und sprechen mit allem Feuer gegen unsern Nebenbürger, von dem wir glauben, daß er uns nicht genug achtet?

Dieser Unsinn, über die Geister zu herrschen, muß uns ganz aus dem Kopfe gebracht werden. Eine jede Anstrengung, uns empor zu heben, läßt uns noch immer tiefer herunter fallen. Lassen Sie uns die regierenden Herren der Welt nicht beunruhigen, und im Frieden mit denen leben, die sich niemals unter unser Joch bequemen werden, uns aber doch sehr verschreyen können.

Vielen von Ihnen, meine Herren, ist der Prediger *** bekannt. Er ist im Grunde ein guter Mann, nur sehr cholerisch. Er erklärte den Kindern die fünf Bücher Mosis, und war bis an das Kapitel von Bileams Esel gekommen. Ein kleiner Junge fieng an zu lachen. Herr *** wurde unwillig; er schrie, er drohete, er bewies, daß die

Esel sehr wohl reden konnten, insonderheit, wenn sie zween Engel mit dem Degen an der Seite vor sich sahen. Der Junge fieng noch mehr an zu lachen. Herr *** kam fast ausser sich; er stieß den Jungen mit den Füssen, der weinend zu ihm sagte: ach! ich gebe gerne zu, daß Bileams Esel redete, aber er schlug nicht hinten aus.

Diese naive Antwort hat auf mich einen grossen Eindruck gemacht. Ich habe auch nachher allen meinen Freunden den Rath gegeben, nicht mehr hinten auszuschlagen, und nicht mehr, wie ein Esel zu schreyen.

Ein heidnischer Priester.

Dalailama redete eines Tages seinen geheimen Rath also an:

„Meine ehrwürdigen Brüder! Ihr und ich wissen sehr wohl, daß ich nicht unsterblich bin; allein es ist gut, daß es die Leute glauben. Die Tatarn sind ein Volk, das einen kurzen Hals und noch kürzeres

Gesicht

Gesicht hat, und dem ein schweres Joch von groben Irrthümern unentbehrlich ist. Ueberredet sie nur von meiner Unsterblichkeit, wovon die Ehre auf euch fällt, und die euch zugleich Ansehn und Reichthum verschafft.

„Wenn einstens die Tatarn etwas klüger werden sollten, so kann man ihnen zwar gestehn, daß die Lamas nicht unsterblich, daß es aber ihre Vorgänger gewesen sind, und daß das, was zur Gründung dieses göttlichen Hauses nöthig war, es nun nicht mehr ist, da das Gebäude ganz aufgeführt ist, und auf einem unerschütterlichen Grunde ruht.

„Ich nahm anfänglich Anstand, den Anhängern meines Reichs die Annehmlichkeiten meines Nachtstuhls, in Krystal eingefasset, und mit vergoldeten Leder besetzt, auszutheilen; — aber diese Geschenke sind mit so vieler Ehrfurcht aufgenommen, daß man hiemit sicher fortfahren kann, überdem, da darinn nichts den guten Sitten zuwider ist, und doch viel Geld in unsern Schatz eingehen läßt.

„Wenn

„Wenn etwa einmal ein gottloser Vernünftler das Volk überredet, daß unser Hintere nicht so göttlich ist, als unser Kopf; — wenn man gegen die unsrigen allerley einwenden wollte, so müsset ihr beyder Stücke Göttlichkeit, so viel ihr könnt, aufrecht erhalten. Und wenn ihr ja endlich gezwungen seyd, die Heiligkeit unsers Hintern zu verlassen; so müsset ihr doch die Vernünftler immer bey der tiefsten Ehrfurcht, die sie uns schuldig sind, zu erhalten wissen. Ihr müsset es so machen, wie wir mit den Monguln, denen wir eine schlechte Provinz eingeräumt haben, damit wir die andern in Ruhe geniessen können.

„So lange unsere Tataren weder lesen noch schreiben können, und so lange sie recht dumm und andächtig sind, könnt ihr ganz dreust ihr Geld nehmen, bey ihren Weibern und Töchtern schlafen, und sie mit dem Zorne Gottes drohen, wenn sie sich unterstehen wollen, sich darüber zu beklagen."

„Wenn

„Wenn die Zeit zu raisoniren wird herangekommen seyn, (denn endlich gehn doch den Leuten die Augen auf), so müsset ihr eine ganz entgegengesetzte Aufführung annehmen; und ihr müsset das Gegentheil von dem sagen, was eure Vorfahren gelehrt haben, denn ihr müsset den Zaum nach dem fahren lassen, als die Pferde anfangen, sich schwer bändigen zu lassen. Ihr müsset darauf denken, daß alsdenn euer Aeußerliches feyerlich, eure Betrügereyen geheimnißvoller, eure Geheimniße besser bewahrt, eure Sophistereyen blendender, und eure Politik feiner sind. Ihr seyd alsdenn Ruderknechte eines Schiffes, worinn allenthalben Wasser läuft. Ihr müsset gewisse Leute unter euch haben, die immer beschäftigt sind, das Wasser herauszupumpen, die Löcher zuzustopfen, und keine Ritze darin zu lassen. Ihr werdet mit mehr Mühe euch durchzuarbeiten haben; aber endlich werft ihr alle ins Wasser, oder ins Feuer, je nachdem es euch zuträglich seyn

wird, die da untersuchen wollen, ob ihr das Schiff ausgebessert habt, oder nicht.

„Wenn unter den Ungläubigen ein Prinz der Kalmucken, oder sonst ein anderer grosser Herr, der unglücklicher Weise zu viel Kopf hat, sich finden sollte, so nehmet euch wohl in Acht, mit ihm Zänkereyen anzufangen. Habt Ehrfurcht für sie, sagt ihnen täglich, daß sie wieder auf den rechten Weg kommen werden. Was aber die Bürger betrifft, die müsset ihr niemals schonen. Je ehrlichere Leute sie sind, destomehr müsset ihr sie verfolgen, und wenn es möglich, auszurotten suchen; denn die ehrlichen Leute sind gerade die, von denen ihr das mehrste zu besorgen habt.

„Ihr werdet euch der Einfalt der Taube, der Klugheit der Schlange, und der Klauen eines Löwen bedienen müssen.“

Kaum hatte Dalailama ausgeredet, so geschah ein Erdbeben, die Blitze strichen von einem Pole zum andern, die Donner rollten mit aller Gewalt in den Wolken,

und

und eine himmlische Stimme ließ sich hören; Betet Gott an und nicht den Dalailama.

Alle Lamas aber behaupteten, daß die Stimme gesagt hätte, betet Gott und den hohen Priester (Dalailama) an. Man hat es lange geglaubt, jetzt aber glaubt man es nicht mehr.

In wie fern kann man dem Volk seine Vorurtheile und Aberglauben lassen?

Eine sehr wichtige, aber noch wenig untersuchte Frage ist die: in wie weit man das Volk, das heißt, neunzehn Theile des menschlichen Geschlechts als Affen behandeln dürfe? — Noch nie haben diejenigen, die sich das Recht, andere zu betrügen, anmassen, über dieses so delikate Problem nachgedacht, vielmehr haben sie aus Besorgniß, in der Rechnung nicht fortzukommen, alle ihre Kräfte angewandt, die Köpfe des betrogenen Theils der Menschen durch Blendwerke nur mehr zu verrücken.

Diejenigen, ehrlichen Leute, die den Virgil, oder die Lettres provinciales lesen, wissen nicht, daß zwanzigmal mehr Abdrücke von dem lüttichschen Kalender und dem hinkenden Bothen, als von allen guten, alten und neuen Schriften, gemacht werden. Niemand kann wohl, für die erlauchten Verfasser dieser Kalender und ihre Mitbrüder eine aufrichtigere Hochachtung hegen, als ich. Ich weis es, daß schon zu der alten Chaldäer Zeiten, gewiße Tage und Stunden zum Medicin einnehmen, zum Nägel abschneiden, Schlachten liefern, Holz fällen ꝛc. bestimmt waren. Ich weis es, daß zum Beyspiel die besten Revenüen einer berühmten Akademie aus dem Verkauf dieser Art Kalender entspringen. Darf ich es nun wohl wagen, mit aller möglichen Demuth, und dem ganzen Mißtrauen, welches ich gegen meine eigene Meinungen hege, zu fragen: was für ein Unglück für das menschliche Geschlecht daraus entstehen würde, wenn irgend ein vielgeltender Astrologe die

Bauern

Bauern und guten Bürger kleiner Städte bekehrte, daß man ohne Gefahr zu jeder Zeit, wenn man es gut fände, seine Nägel beschneiden könne, vorausgesetzt nämlich, daß er dabey eine gute Absicht habe?

Das Volk, wird man mir antworten, wird dergleichen neumodische Kalender nicht kaufen wollen. — Dieß vermuthe ich nicht; ich getraue mir vielmehr zu behaupten, daß sich auch unter dem gemeinen Haufen große Genies finden, die sich ein Verdienst daraus machen würden, diese Neuerung zu befolgen. Sollte man mir etwa einwerfen, daß diese großen Genies Faktionen erregen, und einen bürgerlichen Krieg anzetteln möchten, so weis ich hierauf nichts zu antworten, und ich will gern aus Liebe zum Frieden meiner gewagten Vermuthung entsagen.

Alle Welt kennt den König von Boutang, einen der größten Monarchen. Könige liegen ihm zu Füßen und an seinen Schuhen, (wenn er welche hat) trägt er Scepter statt der Hacken. Er betet, wie

man weis, den Teufel an, und huldigt ihm, so wie seine Hofstaat, mit vieler Demuth. — Einst ließ er einen berühmten Bildhauer zu sich kommen, der den Beelzebub vorzüglich schön abbilden sollte. Die Statue gerieth vortreflich; — noch nie hatte man den Teufel so schön gesehen. — Zum Unglücke aber hatte der neue Praxiteles seinem Geschöpfe nur fünf Klauen gegeben; da man ihn sonst im Lande mit sechs abzubilden pflegte. Dieser nicht zu verzeihende Fehler des Künstlers wurde also von dem Großceremonienmeister des Teufels gerüget, und zwar mit allem dem Eifer, den ein auf die Rechte seines Patrons und auf die Beybehaltung der einmal eingeführten und geheiligten Gebräuche des Königreichs Boutang, wie billig, eifersüchtige Mann, nur immer beweisen konnte. Er trug auf die Todesstrafe des Bildhauers an. — Dieser antwortete aber zu seiner Entschuldigung, daß die fünf Klauen des Teufels so viel, als die sonst gewöhnlichen sechs am Gewicht

hielten; und der sehr nachsichtige König begnädigte ihn. Seit der Zeit verlohr sich also bey dem Volke die abergläubische Meinung, in Ansehung der sechs Teufelsklauen.

Seine Majestät fanden auch an eben dem Tag für nöthig, sich zur Ader zu lassen. Ein gasconischer Wundarzt, der auf einem, der indischen Handlungsgesellschaft zugehörigen Schiff daselbst angekommen war, und sich an seinem Hof aufhielt, war dazu ernannt, fünf Unzen seines kostbaren Bluts ihm abzuzapfen. Allein der Sterndeuter, der in dem Vierteljahre die Aufwartung bey Hofe hatte, setzte sich dagegen und rief, des Königs Leben stehe in Gefahr, wenn man ihm bey der jetzigen Lage des Himmels eine Ader schlüge. Der Gasconier hätte nun wohl darauf antworten können, daß man beym Aderlassen auf den körperlichen Zustand des Königs Rücksicht nehmen müße; er wartete aber mit Fleiß einige Minuten. Darauf zog er seinen Kalender hervor und sagte zum Sterndeuter: „Sie haben recht, einsichts-

voller Mann, der König wäre des Todes gewesen, hätte man ihm in dem vorerwähnten Augenblicke zur Ader lassen wollen. Der Himmel hat sich aber seitdem geändert, und nun ist die beste Zeit dazu." Der Sterndeuter gestand dieß zu. Der König ward gesund, und nach und nach gewöhnte man sich daran, Königen zur Ader zu lassen, sobald sie es nöthig hatten.

Zu Rom sagte einst ein ehrlicher Dominikaner zu einem englischen Philosophen: Herr sie sind ein Narr; Sie machen uns weiß, daß die Erde sich drähe, und bedenken nicht, das Josue den Lauf der Sonne hemmte. „Ey, ehrwürdiger Vater, antwortete hierauf jener, seit der Zeit bleibt eben die Sonne unbeweglich stehen." Der Dominikaner und der Narr umarmten sich hierauf, und seitdem wagte man es endlich, auch in Italien zu behaupten, daß die Erde sich drehet.

Zu Cäsars Zeiten klagten ein Augur und ein Senator über den Verfall der Re-

publick. „Es ist wahr, sagte der Senator, die Zeiten sind sehr traurig: die Freyheit Roms steht in der größten Gefahr.“ Ha! antwortete jener, dieß ist nicht das große Unglück; man fängt schon an, für uns nicht mehr diejenige Achtung zu haben, die man sonst gegen uns hatte; man scheint uns nur zu dulden, nicht aber uns für nothwendig zu halten. Einige Generals unterstehen sich sogar, ohne uns um Rath zu fragen, Schlachten zu liefern; und was das Verderben noch größer macht, fangen diejenigen, von denen wir die heiligen Hühner kaufen, schon an, allerhand freye Reden zu führen. — „Und warum redet ihr denn nicht auch, erwiderte der Senator? Da die Hühnerverkaufer zu Cäsars Zeiten klüger sind, als die zu den Zeiten des Numa; wäre es nicht Pflicht für euch Augurs, auch jetzt mehr Philosoph, als eure Vorfahren zu seyn?“ —

Alle Vorurtheile aus der Welt heraus zu schaffen, ist ein unmögliches Unternehmen.

Aber einige kann man nach und nach abstellen, wenn mit dem gehörigen Ernst die Gründlichkeit verbunden wird, und man das Volk davon überzeugen kann, daß man nur sein wahres Beste vor Augen habe. In dem deutschen Museum hat ein Menschenfreund eine sehr gute Idee, wie man eine gewisse Art von Aberglauben aus der Welt schaffen könne? Er meint, man müßte den gemeinen Mann zum Lesen gewöhnen, und ihm auf diese Art Grundsätze beybringen, welche Aberglauben und Vorurtheile umstürzen. Diesen Zweck müßte man aber stufenweise, und vielleicht auf folgende Art zu erlangen suchen. Man müßte erstlich den gemeinen Mann dadurch anzulocken suchen, daß man ihm kleine Geschichten erzählte, welche zwar gänzlich nach seinem Geschmack eingerichtet, dennoch viele nützliche und auffallende Wahrheiten enthalten könnten.

Aber diese, wird man vielleicht sagen, wird der Pöbel weder lesen, noch kaufen. Kaufte der gemeine Mann doch sonst bey uns

den Wandsbecker-Merkur (*), und man las ihn mit vielen Vergnügen in allen Schenken.

Braucht also ihr Verbesserer des menschlichen Geschlechts einen gleichen Kunstgriff, und hänget, anstatt anderer unnützer Artikel, eine kleine zu dieser Absicht ausgearbeitete Geschichte, in eure Zeitung.

Die Grundsätze müßten ja nicht weit hergeholt, vollkommen so ungeschickt seyn, wie der Verstand des Pöbels, und müßten ja keine schädliche Folgen haben. Man müßte alle Augenblicke den gemeinen Mann auf seine eigene Erfahrung in dem gemeinen Leben

(*) Dies war eigentlich eine Zeitung für den gemeinen Mann. Es wurde allemal am Ende eine Geschichte, welche sich in Hamburg oder Altona zugetragen, lustig, und zuweilen beleidigend erzählt. Sie hörte auf, wie der Wandsbecker-Bothe herauskam. Man sieht gewiß, ohne mein Erinnern, was ich hiemit sagen will. man müßte nämlich zuerst wieder einen Wandsbecker Merkur herausgeben, um den gemeinen Mann zu reizen.

ben zurückführen, und ihn auf die Art almälig gewöhnen, selbst zu denken.

Ich wage einen Versuch vorzulegen, wie man z. B. dem gemeinen Mann den allgemeinen Aberglauben vom Anthun oder Behexen der Kinder, welche die Verknüpfung haben, benehmen, und es ihm dringend machen könnte, einen geschickten Arzt, und keinen Scharfrichter, oder ein Weib zu gebrauchen.

Mehrere dergleichen Materien müßte man zuerst abhandeln, und denn auf Hexen losgehen, den Ungrund der Zauberey zeigen, und dem gemeinen Mann die Afterärzte von ihrer rechten Seite kennen lehren. Ich müßte mich sehr irren, wenn dieses nicht Eindruck auf den gemeinen Mann machen sollte: es wird ihn aber auch zugleich unterhalten, und er wird sich darüber freuen, und es seiner Frau und seinen Kindern erzählen.

Für den vornehmen Pöbel wüßte ich keinen andern Rath, da er doch in dem Wesentlichen so sehr mit dem gemeinen Manne

über-

übereinkömmt, als daß er sich auch diese Zeitung oder Wochenblat hielte, welches ihm vermuthlich auch seine alten vertrauten Bekannten bald zuschleppen werden.

Ich gebe meinen Vorschlag gar nicht für ganz neu aus: vielleicht ist er schon, ohne daß ich es weis, von einem andern gedacht, oder der Welt bekannt gemacht worden: allein da er noch bisher nicht ausgeführt ist, so hoffe ich dennoch, daß diese Anzeige, (welche, wie ich gerne zugestehe, noch in vielen Stücken verbessert werden kann, und welches ich dem, der etwa den Vorschlag auszuführen gesonnen wäre, überlasse), nicht ohne allen Nutzen seyn wird.

Denkungsart des Pabstes gegen andere Religionsverwandte.

Der Pabst hat die Gewohnheit an sich, sich oft ganz unvermuthet, ohne das geringste Gefolge in die St. Peterskirche zu begeben, um daselbst seine Andacht zu verrichten.

Er fand einst daselbst einen im Zeichnen vertieften jungen Menschen vor einem Altare sitzen, das er abkopirte. Der Pabst näherte sich ihm, und der Jüngling fiel aus Schrecken, so unvermuthet überrascht zu werden, fast todt hin. Es waren noch einige Leute in der Kirche, welche beteten, und auf das Hilfrufen des Pabstes herbeyeilten. Man brachte den Jüngling bald wieder zurecht. Der Pabst sagte ihm: fürchtet euch nicht, mein Sohn, ich freue mich, daß ihr Lust habt, etwas Gutes zu kopiren: — ich sehe, daß ihr schon fertig zeichnet; — ich will euch unter die Eleven aufnehmen lassen, die auf meine Kosten zeichnen lernen: — warum habt ihr euch nicht eher bey mir anmelden lassen! ach, heiliger Vater, stammelte der Jüngling, ich bin ein Protestant. Ein Protestant seyd ihr, antwortete der Pabst: freylich wäre es mir lieber, wenn ihr ein Katholik wäret: doch unter den Protestanten leben auch grosse Maler. Ich werde sorgen,

da ein guter Maler in euch zu stecken scheint, daß es euch nicht an guter Anweisung und Unterstützung fehlen soll. Der Jüngling, der eben nicht reich war, zerfloß in Freudenthränen. Auf die Verfügung des Pabstes wurden die größten Maler in Rom seine Lehrer und Freunde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just.,

Der Ernsthafte, oder Denk- und Merkwürdigkeit für große Leute

Wien 1783

P.o.germ. 1167 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117173-2
VD18 14628996